

mullai
yelle

Lesermeinungen zur 1. Auflage

„Ich habe [meinen Zug] einfach vorbei fahren lassen, weil ich nicht aufhören wollte, in dieser friedlichen Abenddämmerungsstimmung Dein Buch zu lesen. Rücksichtsvollerweise hatte meinen Nachtzug eine Stunde Verspätung, genau lang genug, dass ich es in Ruhe fertiglesen konnte. Danke für dieses Geschenk! Ich hab oft gelacht, sogar lauthals - die Grillen haben sich vielleicht gewundert oder der Mensch, der die Bahnhofskamera überwacht... Es ist so frisch und assoziativ erzählt, dass ich es an keinem Punkt weglegen wollte, weil ich so neugierig war, wie es denn jetzt weiter geht. Und jetzt, wo ich nochmal durchblättere, muss ich mich auch zwingen, es wieder aus der Hand zu legen. Sehr beruhigend, dass sich am Ende herausstellt, dass das ganze Büchlein erst das Vorwort ist! ~~N.

Trotz wohl unterschiedlicher Auffassungen über die Zukunft unseres Planeten hoffe und wünsche ich dir alles Gute. Jeder sollte an dem Platz wirken wo er effektiv zu sein glaubt. ~~K.

[Dies ist] das zweite Buch, das ich in meinem Leben durchgelesen habe... Deine Geschichte erinnert mich extrem an meine aktuelle Situation... Die Idee, das Buch weiterzugeben, finde ich übrigens super, vor allem bei der Geschichte. Das könnte vielen Menschen eine andere Sicht auf die Welt geben. ~~D.

War richtig traurig als es vorbei war und hoffe auf das erste Buch zu dem sehr, sehr schönen Vorwort. Ganz ehrlich, es hat mir super gefallen. Du erzählst, beschreibst total schön. Es ist nie langweilig oder blöd gewesen. An einigen Stellen hat es mich sogar zu Tränen gerührt... Es ist für mich ein sehr großer Unterschied, ob mir das irgendjemand, den ich nicht kenne und der sich hinter dem Pseudonym unter einem Artikel versteckt, erzählt, oder ob das jemand ist, den ich kenne und schätze. ~~T.

Köstlich!!! Humor mit Ernsthaftigkeit, der – wenn man Dich kennt – der Ironie gegenüber Dir selber und den letzten Schwätzern wegen richtig geil ist!!! Diese Art Humor mag ich! Man sollte dazu auch ein wenig intelligent sein… ~~M.

Vita

1971 geboren in Stuttgart, aufgewachsen im Kreis Calw im Nordschwarzwald. Nach Gymnasium und abgeschlossenem wissenschaftlichem Bibliotheksstudium habe ich drei Jahre eine Ausbildung zum Altenpfleger absolviert. Dem Examen folgte Arbeit im Seniorenheim, auf dem Bau, in der Kurierlogistik, als Postzusteller und als selbständiger marktfahrender Verkäufer von Tierbedarfsartikeln. Gleichzeitig Reisen durch ein Dutzend europäische Länder, die USA und nach Japan. 2010 war ich mit meinen Finanzen, Nerven, vor allem aber mit meiner Geduld am Ende. Ich beschloss, das Leben endlich so zu führen, wie ich es für richtig halte, statt mich weiter unter Erfolgsdruck setzen und zur Verschandelung der Welt zwingen zu lassen. Ich zog in eine Kommune in Südindien um, wo ich als freier Übersetzer mit Hauptaugenmerk auf zukünftigen Entwicklungen arbeite, hauptsächlich aber im ökologischen Landbau sowie als Bibliothekar tätig bin. Mein Blog erscheint in unregelmäßigen Abständen unter www.paxton.de

Buch

„Mullai Yelle“ beschreibt Begebenheiten, die sich seit meinem Umzug nach Indien ereignet haben. Dies hier sind jedoch keine Memoiren; es handelt sich auch nicht um eine reine Anekdotensammlung. Jeder Moment ist eine Gelegenheit zu wachsen, zu verstehen. Daher ist jedes Ereignis in einen größeren Zusammenhang eingebettet, so dass Frosch- und Vogelperspektive in den Ehestand treten konnten. Einige der geschilderten Einsichten haben damit zu tun, weshalb mein Dasein im Land der Richter und Henker von ständigen Reibereien geprägt war. Obwohl ich von frühester Kindheit an gespürt habe, dass etwas mit meiner Umwelt nicht stimmte, konnte ich mir erst sehr spät einen Reim darauf machen. Die Furcht, von anderer Leute Erwartungen aufgefressen zu werden, hatte zu latenter Gereiztheit geführt, die sich oft explosiv

über meine Mitmenschen ergoss. Ich war kein einfach zu genießender Zeitgenosse.

Die letzten Jahre, verstärkt seit 2009, waren geprägt vom intensiven Studium des Zustands der Welt und den Ursachen für die vielfältigen Krisen, die sie durchläuft. Damit verbunden war auch ein Ausmisten des inneren Saustalls. Ich musste weg, das war keine Frage. Die Ablehnung des einen Zustandes führt jedoch nirgendwohin – definitiv nicht zur Lösung der Probleme – wenn man nicht weiß, was man denn nun eigentlich möchte. Wohin, bitteschön, darf's gehen?

Wie oben beschrieben habe ich eine Menge verschiedener Dinge angepackt. Nichts davon hat mich jedoch so sehr geformt wie das Leben auf einem Bauernhof. Ich habe nicht nur einen Ort gefunden, an den ich gehen konnte, sondern bin mir endlich auch darüber klar geworden, was mir im Leben wichtig ist und wie ich es dem angemessen gestalte. Was in den Jahren seither geschehen ist, was mir dabei auffiel und welche Erkenntnisse ich daraus gezogen habe, soll Thema dieses Buches sein. Ich möchte dich hiermit ermuntern, dich selbst in geeignete Gesellschaft zu begeben, die es dir erlaubt, auf dein Herz zu hören und dein Leben entsprechend einzurichten. Trau dich dabei, anders zu sein.

Mullai Yelle

ein Landleben in Tamil Nadu

erzählt von Jürgen

Text und Bild: Jürgen Hornschuh, Auroville, 2016 – hallo@paxton.de / www.paxton.de

1. Auflage 2017, 30 Exemplare als Geschenk an Familie, Freunde, Bekannte und Kollegen des Autors
2. Auflage 2018, ebook zur freien kostenlosen Verteilung

Den lebenden Helden dieses Buches
und den hunderten von Spezies, die heute aussterben.

Warnhinweis

Dieses Buch kann Spuren von ungemütlichen Wahrheiten, den Verstand beleidigenden Aussagen und Sarkasmus enthalten. Sein Genuss kann dich dein Weltbild kosten, die öffentliche Ordnung stören und im schlimmsten Fall zum Verlust deines gesellschaftlichen Ansehens führen. Weiterlesen auf eigene Gefahr! Nach Gebrauch bitte fachgerecht bei anderen geistig Bedürftigen deponieren!

Menschen sind Stammeswesen. Nur von Angesicht zu Angesicht gelingen unsere Gespräche.

– Thomas Henry Pope

mullai yelle (மூளையற்ற) – Tamilischer Ausdruck mullai = Gehirn, yelle = nicht.
Bezeichnung für unbedachte Handlungen, die zu unerwünschten Folgen führt; kann auch im Sinne von *„Die spinnen, die Römer!“* verwendet werden.

Die Transkriptionen in diesem Buch wurden nach Gehör des Dialekts im Raum Villupuram angefertigt.

Das Einfügen von Trennstrichen habe ich einem Programm überlassen. Man entschuldige Fehlplatzierungen.

Vorwort

Es ist vielleicht kein Zufall, dass dieses Buch gerade zu einer Zeit entsteht, in der ich auch an einer Sammlung philosophischer und spiritueller Essays arbeite, die sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre angesammelt haben. Beim Sichten des Materials bin ich des kritischen Denkens ein wenig müde geworden und stellte, nicht zum ersten Mal, das gesamte Konzept von Kommunikation in Frage. Es ist nur wenigen gegeben, zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden und auf diesem Wege ein soziales Erdbeben auszulösen. Ich gehöre nicht dazu. Daher mangelt es mir nicht nur an der Zahl der Leser; jenes Dutzend, das sich selbst durch die komischsten Gedankengänge nicht von regelmäßigen Besuchen auf dem Blog abhalten lässt, gehört auch noch zur Sorte jener Menschen, die nie einen Kommentar abgeben, weder gegenüber mir noch Dritten – was völlig in Ordnung ist, denn ich verbuche meine essayistische Aktivität in erster Linie unter der Überschrift “Selbstfindung”.

Eines Nachts schließlich, gestern Nacht, zum Zeitpunkt dieser Niederschrift, erzählte ich mir selbst, ich weiß nicht wieso, Geschichten über die Tiere in unserer kleinen Farm im Distrikt Villupuram, Tamil Nadu, Indien. Es waren wahre Geschichten, die unser gemeinsames Leben geschrieben hatte, und ich fand, dass sie zu der Sorte gehörten, die ich nicht nur gern weitergeben würde, sondern die bestimmt auch gern vernommen werden würden. (Den Test können wir ja gleich an dieser Stelle durchführen!) Autoren aus dem ländlichen Milieu haben schon des öfteren davon profitiert, ihrem städtischen Publikum die Freuden des ruhigen, unbesorgten, trägen Landlebens vor Augen zu führen, um damit deren Sehnsucht nach Ruhe und Harmonie zu befriedigen. Nun ja, warum auch nicht. Mit Tierzucht und Anbau von Nahrungsmittelpflanzen ist eh kein Geld verdient, gerade so, als ob Essen die nebensächlichste Kleinigkeit der Welt und dessen Herstellung problemlos in chemischen Fabriken möglich wäre. Wenn der sogenannte Verbraucher wirklich wüsste, dass auch für Tiefkühlfertigfutter und Mäck-Pomm-Kost letztlich die Arbeit des Bauern nötig ist,

und wenn jener Bauer wirklich wüsste, dass ein Aus-stand, streikenderweis', den nationalen Notstand aus-lösen könnte – die Situation der Bauern sähe womög-lich ganz anders aus. Und die Welt mit ihr. Vielleicht würden wir dann keine alkoholisierten mitternächtli-chen Anrufe von unseren Nachbarn mehr erhalten, die, *in vino veritas,* zum Ausdruck bringen, wie sehr sie Bauern hassen. Vielleicht würde das Stadtbauamt dann keine Straße mehr mitten durch die fruchtbarsten Felder planen. Und vielleicht wäre auch das allgemei-ne Ansehen des Erzeugers großer Kartoffeln etwas besser.

Doch ich rede schon wieder komisch daher, man ver-zeihe mir. Tut mir sehr leid. Sicher wird mir das noch öfter passieren, während dieses Buch entsteht, denn soweit es mich betrifft, gibt es einen engen Zusam-menhang zwischen unserer Vorstellung vom Funk-tionieren der Welt und unseren Handlungen. Beides sagt mehr über Persönlichkeiten aus, als Berichte über's gestrige Abendessen oder ob man eher auf hell- oder dunkelhaarige Sexpartner steht. Ich stelle

meine Geschichten daher nicht nur in den räumlichen Kontext Südindiens, sondern versuche zu vermitteln, inwiefern sie mit dem Zeitgeist des beginnenden 21. Jahrhunderts verknüpft sind, inwieweit mein Tun in diesem Rahmen Sinn ergibt (zumindest aus meiner Sicht) und was mich motiviert.

Wie komme ich überhaupt in die Verlegenheit, einen Bauernhof in Südindien zum Thema meiner Arbeit zu erheben? Wer mich von früher kennt – früher meint, aus Deutschland, als Stubenhocker, Computerfreak und Wolkenschlossarchitekt – hätte wohl nicht vermutet, dass mit so etwas jemals zu rechnen gewesen wäre. Zwar kommen die Familien meiner Eltern, das heißt, meine Mutter und alle, die ich jemals mit “Babba” angeredet habe, vom schwäbischen Lande und wir besaßen auch immer etwas Krume ums Haus herum, auf dem kräftigst gegärtnert wurde, aber mir selbst hat diese Art Betätigung nie so gut geschmeckt, wie die Früchte, die das Ganze abwarf. Körperliche Anstrengung – pfui Deibel! Da verleidet es einem ja die Lust am Essen.

Doch wir alle werden älter (und manchmal auch weiser) und die Freude an der Philosophie führte mich eines schönen Tages, wie es unvermeidlich ist, zu den tiefer gelegenen Wurzeln der Existenz. Was ist Existenz überhaupt, und wie hält man sich selbst in solcher?

Irgendwann stolperte ich über die Frage, welche Rolle Nahrung im Leben spielt. Ich will dich keineswegs mit den blutigen Details behelligen, die mir in diesem Zusammenhang begegneten. Für heute soll nur das Ergebnis zählen, und das lautete: *Ich muss hier raus und etwas anfangen, das in seiner Gesamtheit Sinn ergibt!,* und das bedeutete zum einen den Umzug in eine Kommune, zum anderen die Selbsterzeugung von Dingen des täglichen Bedarfs.

So also landet ein einsamer Träumer an einem fernen Zipfel der Welt, um sich mistschaufelnd unter Ziegen, Hühner und Kühe zu mischen.

“Schön blöd!”, wirst du vielleicht denken. *“Mullai yelle”* sagen die hiesigen Einheimischen vom Volk der Tamilen dazu. Aus deren Sicht ist es nämlich nicht nach-

vollziehbar, weshalb jemand, der in Komfort und Sicherheit hätte leben können, sich im hintersten Winkel Indiens niederlassen wollte, um für lau im Schlamm zu wühlen. – Wie bitte, das sagst du auch? Na dann schau dir deinen Komfort und deine Sicherheit doch nochmals aus der Nähe an...

Unabhängig davon, wie es anderen mit ihrer Entscheidung zum Ausstieg aus der deutschen Gesellschaft mit beschränkter Haftung geht bin ich hier auf meinem[Ø] Bauernhof ganz und gar angekommen, bin mit ihm innig verbunden und wachse und leide mit seinen mobilen und immobilen Bewohnern. Meine Entscheidung war richtig. Schön blöd ist manchmal lediglich, was hier sonst noch so geschieht, etwa der Dauerstreit mit der Ex-Kommune, die jetzt unsere Nachbarn sind, die idiotischen Entscheidungen der öffentlichen Hand bezüglich bäuerlich bewirtschafteten Landes, die

Ø Um es für alle, die sich für ganz besonders spirituell halten und den Gebrauch von Possessivpronomen strikt ablehnen, klar zu machen: Das Wort ”mein” zeigt in diesem Buch keinen Besitzanspruch an, sondern bringt zum Ausdruck, dass zwischen mir und dem Ding oder Lebewesen eine engere Beziehung besteht, etwa so wie in “meine Mutter”, die ja schließlich nicht mir, sondern sich selbst gehört.

typisch indische Plan- und Sorglosigkeit, mit der neue Tätigkeiten in Angriff genommen werden, oder auch die unbedachten Sprüche, die wir tagtäglich von uns geben. Darum trägt unser Hof intern den Spitznamen “Mullai Yelle Farm”.

Die fast vierzig Jahre vor meinem Umzug aus dem wilden Süden Deutschlands in den wilden Süden Asiens waren wie ein endloser Rausch über einem Hintergrundflimmern von Weltschmerz. Meine Droge war Musik, die Ursache meines Schmerzes die unbeantwortete Frage, weshalb wir Menschen uns selbst und alles um uns herum zugrunderichten. Bis ich die Antwort darauf fand, die gleichzeitig erläuterte, was ich daraus machen sollte, tingelte ich durch diverse Jobs, zahlte Steuern an verschiedene Finanzämter, wechselte meine Freundinnen, zog etliche Male um und half einem Verein eine Zeit lang dabei, die deutsche Rockmusikszene zu dokumentieren. Diese Art Änderungen änderte weder an meinem Wohlbefinden noch an der Lage der Welt etwas, aber genau das war die Lektion dabei.

Neben der deutschen lernte ich in jener Zeit auch einen Teil der japanischen Musikszene kennen, der durch besondere Extravaganz der Stilmixe, der Bekleidung und der Haartracht auffällt. Anfangs fand ich das ungeheuer erfrischend, ja innovativ, aber mittlerweile erscheint mir das Meiste nur noch überzogen und grotesk: Karikaturen standardisierter Ausdrucksformen zum Verkauf an eine Gesellschaft, die sich in einer tiefen spirituellen Krise befindet. Japan leidet wie wir alle an einer tödlichen Krankheit: Konsumismus im Endstadium. Eigentlich sollte die bunte Warenwelt Identität, Lebenssinn und Glück vermitteln, doch wieviel authentische Freude enthalten die papageienhaften Clownerien japanischer Musiker tatsächlich? Das Spiel mit Sex, Tod, Ekelgefühlen und der demonstrativen Maskierung der wahren Persönlichkeit hat seit langem schon alle Tabus durchbrochen und uns Fans oft abgestumpft und unseres moralischen Bezugsrahmens beraubt zurückgelassen. Über die Musik sind unsere Gefühle zur Ware geworden – normiert, produziert, mit Preisschild versehen, zur Schau gestellt, ausverkauft, verbraucht, weggeworfen. In Japan, um-

fassender als überall sonst, wurden alltägliche Dinge und Aktivitäten in *sämtlichen* Lebensbereichen zu Waren und Dienstleistungen umgewandelt. Was es bedeutet, von dieser Welt zu sein und in ihr zu leben, ist uns Menschen in den Industrienationen, ganz besonders den Japanern, fremd geworden. Vermutlich sind selbst die legendären, als Fetischobjekte begehrten Mädchenschlüpfer nicht mehr echt gelaufen, sondern riechen nach naturidentischen Aromastoffen.

Während ich noch meiner Japanophilie frönte, hat auch Indien sich aufgemacht, dem Klub der Konsumgesellschaften beizutreten. Wirklichkeitsflüchtlinge gibt es hier in Massen, insbesondere, aber nicht nur, in den breitbandinternetvernetzten Städten. Motorräder, Satelliten-Flachbild-HD-Fernseher und Smartphones findet man in fast allen Haushalten; immer mehr Nahrung kommt aus der Plastiktüte. Diesen Trend sieht man der Landschaft an, in der überall entlang der Straße bunte Kunststoffteile Farbakzente setzen. Offene Bachbetten in Siedlungszentren bieten ein Bild ökologischen Grauens. Die Inder sind traditionell kein

Volk, das Dinge aufbewahrt. Praktisch alles wird seit jeher unter Einbeziehung der Tatsache gefertigt – und entsorgt – , dass Klima und Tierwelt des Subkontinents es in rasendem Tempo zersetzen. Was man früher *weg*geschmissen hat, wurde tatsächlich von irgendwelchen Tierchen *weg*-geschleppt und in fruchtbare Erde verwandelt. Die Wegwerfware von heute weigert sich dagegen beharrlich, zu verschwinden. Sie fällt einem auch noch nach Jahrzehnten ins Auge, aber das will den Indern bisher nicht in den Kopf. Wenn einem der Müll bis zum Kragen steht, dann wird das Zeug halt zu stinkendem Rauch verbrannt. Dass die Abfallentsorgung Indiens nicht so spurlos-blitzblank-aus-den-Augen-aus-dem-Sinn funktioniert, erscheint mir als ein gutes Zeichen. Statt die Folgen von Überbevölkerung und Konsumwahn wie in Deutschland in hübschen Behältern zu verstecken, werden wir durch den uns frech ins Gesicht blickenden Müll dazu ermuntert, endlich aus diesen watteweichen Konsumententräumen von Bequemlichkeit aufzuwachen. Aber gelassen bitte. Wer langsam geht, kommt auch ans Ziel. Das ist etwas, was ich an Indien sehr liebe.

Indien hat mich mein Lebtag nie interessiert. Mein Indienbild war langweilig, dröge, schwerfällig. Dass ich hierher gekommen bin, hatte ausschließlich mit der Kommune zu tun, der beizutreten ich beabsichtigte. Das Schicksal wollte es, dass ich schon bald mit einer tamilischen Familie zusammenlebte, die mir umgehend den Kopf zurechtzurücken begann. Wann immer ich mit meinen deutschen Patentlösungen ankam, wurde gelächelt, das Haupt geschüttelt und einfach nach alt-hemdsärmeliger Tradition weitergemacht. *„Unsere Kultur ist anders“*, hörte ich dann oft, und mir blieb nichts anderes übrig, als dem zuźustimmen und mich zu fügen. Das hat hervorragend dabei geholfen, mein Leben weiter zu entschleunigen, zu entstressen und zu vereinfachen, mehr, als ich in Deutschland für möglich gehalten hätte. Sich in eine Situation zu fügen, an der sich nichts ändern lässt, gehört mit zu den größten, wenn auch am wenigsten verstandenen Gaben indischer Kultur. Die Schmerzen, die Menschen des Westens aufgrund frustrierter Wünsche oder enttäuschter Hoffnungen empfinden und die all zu oft in Wutausbrüchen, Depressionen und anderen psycholo-

gischen bzw. neurologischen Störungen münden, mögen unter den gegebenen Umständen eine gesunde Reaktion auf eine kranke Gesellschaft sein. Nötig sind sie jedoch nicht, wenn man loszulassen gelernt hat. Dann nämlich sieht man das, was ist, anstatt das, was man befürchtet oder worauf man hofft. Zu sein statt zu werden, das befreit. Plötzlich ist man wieder Teil der wirklichen Welt, ein Mensch unter Menschen, ein Wesen unter anderen Lebewesen. Ergibt das Sinn?

So jedenfalls fühlt es sich für mich an: Freiheit, die keiner verfassungsmäßig garantierter Grundrechte bedarf. Ich hatte davon gehört. Was es bedeutet, habe ich jedoch erst hier gelernt, und auch dafür liebe ich mein Indien.

Wenn ich heute von den Irrungen und Wirrungen des Daseins in Deutschland erzähle, etwa von den Massentierhaltungen, den Altenheimen, der Kernfamilie oder minutengenauem Arbeitsbeginn, ernte ich stets große Verwunderung. Mit Genuss erzähle ich davon, dass Deutsche es in der Regel überhaupt nicht mögen, wenn die Verwandtschaft sie überraschend be-

sucht und länger als ein paar Stunden bleibt. Unsere Einladungen lauten ja geradezu: „Kommt gleich nach dem Mittagessen, dann seid ihr bis zur Kaffeezeit wieder zuhause.“ Oft wollen meine Freunde kaum glauben, dass man sich *nicht* einfach für eine Woche einquartieren kann, dass man *nicht* willkommen ist, alle Schubladen zu öffnen, sich ungefragt aus dem Kühlschrank zu bedienen oder die Klamotten der Gastgeber zu tragen. Man kann seine eigenen Leute doch nicht so feindselig behandeln. Unmöglich. Wenn meine Zuhörer dann mit offenen Mündern dasitzen, füge ich verschmitzt hinzu: „Unsere Kultur ist halt anders.“

Die indische Familie ist genauso im Verfall begriffen, wie die deutsche, jedoch bei weitem nicht in solch fortgeschrittenem Maß. Kopfzahlen sind deutlich reduziert, Kernfamilien aber noch immer die Ausnahme und das Verständnis davon, wer zum Kreis der Lieben gehört, nach westlichen Standards unglaublich umfassend. Die Nachkommen der Geschwister werden wie eigene Kinder behandelt und ebenfalls Söhne bzw. Töchter genannt. Da ich als Bruder in die Familie auf-

genommen worden bin, ist die Tochter meiner „Schwester“ auch meine Tochter. Folglich kann ich sie mit *punne* anreden, statt ihren Namen zu benutzen. Weil sie bereits Volljährigkeit erreicht hat, necke ich sie manchmal mit dem Kalauer *tschinne punne* – kleines Mädchen. Dann lacht sie, weil sie meine Aussprache drollig findet.

Punne wurde neulich gerügt, weil sie sich auf einigen ihrer Besuche bei der Verwandtschaft Dünnpfiff vom Trinkwasser eingefangen hatte. Im Gegensatz zu unseren Leuten in der Kommune benutzen die Dörfler keine Filter. Ihr Wasser kommt unbehandelt aus dem Brunnen oder der Leitung. Die Verwandtschaft auf dem Dorf, der das Treiben in unserer international besetzten Kommune ohnehin suspekt ist, befürchtet nun, dass *punne* keine rechte Inderin mehr sei. Benutzt sie am Ende sogar *Klopapier*?

Sie hätte vielleicht besser behauptet nervös zu sein, so wie unsere Kuh *Heidi*. Heidi ist eine schwarz-weiß gefleckte indische Dorfkuh, die sehr sensibel auf alle Arten von Umweltreizen reagiert. Stets aufmerksam

beobachtet sie die Vorgänge um sich herum. Ihre Augen, bei denen immer das Weiße zu sehen ist, scheinen ununterbrochen auf die Personen um sie herum gerichtet zu sein. Dinge, die sie freuen oder aufregen, führen umgehend zu erhöhter Fladenproduktion in Dünnpfiffqualität und anderen nervösen Äußerungen. Das macht es schwierig, sie zu melken, denn beim Melken von Hand braucht man stabile Bedingungen. Eine *amma*, die neu bei uns angefangen hatte und noch nicht mit Heidis unruhigem Gemüt vertraut war, hat einmal während eines Melkvorgangs mit einer raschen Handbewegung und einer lauten Äußerung einige aufdringliche Hühner des Platzes verwiesen. Heidi vollführte buchstäblich einen Luftsprung und beinahe wäre der Milcheimer umgefallen.

Kuh *Jenny* dagegen ist selbst durch ärgste Anstrengungen nicht dazu zu bringen, ihre Fressbewegungen einzustellen. Eines Nachts, während eines Gewitters, konnten wir beobachten, dass ein naher Blitzeinschlag mit dem schnell nachfolgenden, extrem lauten Donner nicht einmal ein Blinzeln provoziert hatte. Gemütlich

kaute sie weiter auf ihrem Heu herum, sich vermutlich die Frage stellend, was es wohl als nächstes zu fressen gäbe. Man kann das als Anzeichen von geistiger Minderbemitteltheit nehmen; wahrscheinlicher ist jedoch, dass Jenny klare Prioritäten gesetzt hat.

Wer glaubt, Kühe, Ziegen, Hühner und andere Tiere seien dumm, hat sie noch nie genauers beobachtet. Wenn es nämlich darum geht, sich etwas zu futtern zu organisieren, können sie mitunter ganz schön clevere Kunststückchen aufführen. Das schließt ausgebuffte Ausbruchstaktiken mit ein. Futter ist *der* Schlüssel nicht nur zum Magen und zum Herzen eines Tieres, sondern auch zu seinem Geist. Hundetrainer oder Zirkusdompteure werden das bejahen. Die von ihnen trainierten Tierarten sind jedoch nicht die einzigen Spezies, die sich lernbereit zeigen. Ich habe Hühnern beispielsweise das sacklose Sackhüpfen beigebracht, indem ich leckere Spinatblätter knapp oberhalb ihrer Reichweite in die Büsche gehängt habe. Andere Hühner ließen sich durch Futtergabe mit der Hand dazu erziehen, auf ihren Namen zu hören oder auch aus ei-

genem Antrieb näherzukommen, um sich von mir streicheln zu lassen. Alle Vogel-, Säugetier- und Reptilienarten sind in der Lage, sich menschlichen Routinen anzupassen und Rituale durchzuführen. Ein solches Ritual hat auch die Kuh *Shanti* entwickelt. Während des Melkens leckt sie leicht angefeuchteten Getreideschrot aus einer Schüssel. Ohne Futter keine Milch. Wenn sie also morgens an den Melkplatz kommt, schaut sie uns mit großen Augen unverwandt an, wobei sie hin und wieder leicht mit dem Kopf nickt – ihre Aufforderung, wir sollen unseren Teil des Handels erfüllen. Nach dem Melken wird die Schüssel mit Wasser angefüllt. Das Getreide lässt sich so schneller konsumieren und die meisten Kühe genießen diesen Moment sichtlich, stoßen mit der Nase tief in den Aufguss und schlagen ihn mit kräftigen Atemstößen blasig. Auch Shanti liebt Schrotsuppe, aber ihr Morgenritual sieht anderes vor: Sobald niemand hinschaut, kippt sie die Schüssel mit einem gezielten Stups der Nase um. Sie tut dies weder mit dem trockenen Schrot noch bei der Abendfütterung oder unter Beobachtung. Zunächst hielt sich also jemand in der Nähe, um sicherzustellen,

dass die Schüssel in den Kuhmagen statt auf den Boden entleert wird. Doch nach ein paar Schlucken daraus bleibt Shanti einfach stehen und schaut dem menschlichen Wächter frech in die Augen. Sobald dessen Aufmerksamkeit für einen Augenblick von etwas anderem in Anspruch genommen wird, – schwupp! – fließt die Suppe auf den Boden. Kein Einzelfall, sondern ein Running Gag, über den sichtlich nicht nur wir Menschen uns amüsieren. Anzeichen für die Begabung zum Humor zeigt Shanti gleichermaßen in anderen Situationen, wenn auch meist subtiler.

Manchenorts ist nachzulesen, diese Begabung sei nur dem Menschen zu eigen und die Zuschreibung auf Tiere sei ein unzulässiger Anthropomorphismus, eine Vermenschlichung, die mit der Sichtung von Mustern im Sand, Gesichtern im Blattwerk von Bäumen oder Figuren in der Anordnung der Sternen zu vergleichen sei. Dem kann ich nicht folgen. Weder stimmen meine eigenen Beobachtungen damit überein, noch kann ich glauben, dass der Mensch eine Sonderstellung einnehmen soll. Alle seine Fähigkeiten sind so oder so

ähnlich auch in Tieren angelegt. Sie besitzen Sinnes-organe, die sie die Außenwelt wahrnehmen lassen, sie besitzen ein Gehirn, mit dem sie ihre Wahrnehmungen analysieren können und reagieren dann körperlich, emotional, kommunikativ. Von Spinnen, Krähenvögeln, Delfinen, Pferden, Elefanten, Papageien und einigen anderen weiß man, dass sie zu Schlussfolgerungen fähig sind, dass sie flexibel reagieren können, dass sie Vorstellungskraft besitzen und vorausplanen können. Jedem Tier ist eine ausgeprägte Persönlichkeit mit individuellen Vorlieben, Abneigungen, Ängsten und Gewohnheiten zu eigen. Von Sri Ramana Maharshis Kuh Lakshmi wird sogar behauptet, sie habe Erleuchtung erfahren.

Ich glaube, viel von der geringen, verdinglichenden Meinung unserer Kultur bezüglich Tieren stammt aus unserer selbstgewählten Distanziertheit gegenüber dem nichtmenschlichen Bereich, denn nur so ist es möglich, die Wesen um uns herum ungeachtet der Folgen für unsere eigenen Zwecke auszunutzen. Andere Völker, etwa in Südasien, isolieren sich weniger

von ihren Nutztieren, sind dankbar für deren Rolle bei der Erhaltung menschlichen Lebens und gestehen ihnen mehr Rechte und Freiräume zu. An *Diwali* beispielsweise, feiert Indien nicht nur das berühmte Lichterfest, sondern zelebriert *Goverdhan Puja*, das Fest des Wohlstands durch Kuhdung. Man würdigt die stetige Erneuerung der Fruchtbarkeit des Bodens, die, völlig zu recht, mit dem Fortbestand der Menschheit gleichgesetzt wird. Es kommt zwar häufig vor, dass Kühe geschlagen werden, um sie wegzutreiben. Die Vorstellung, dass Kühe nur Dinge seien, deren Leben nach Belieben genommen werden darf, ist Indern jedoch fremd.

Der deutsche Schriftsteller Arnold Stadler beispielsweise schreibt nach seiner Reise zum Subkontinent:

*"Schlimme Dinge habe ich dann bei meiner Rückkehr gehört. Es waren drei Wörter in einem einzigen Nachrichtensatz: '**Verbraucherministerin** Künast ordnete das **Keulen** von 400.000 Rindern in einem **Kälbervernichtungsprogramm** an.' Ich schämte mich, in einer Sprache zu leben und zu schreiben, in der solche*

Wörter und Dinge möglich sind [...] In Indien aber hörte ich, dass es Menschen und Organisationen gab, die darüber nachdenken, wie die vom Vernichtungsprogramm bedrohten Kühe zu retten seien."

Humanitäre Hilfe für Rinder? Warum nicht. Irgendwie sind die ja auch nur Menschen. In vielen nicht-zivilisatorischen Kulturen, jenen, die man als “primitiv” bezeichnet, ist die Vorstellung, Menschen seien anderen Arten überlegen oder wären Gottes auserwählte Kinder, überhaupt nicht vorhanden. Die Beeinträchtigung des Wohlbefindens von Pflanzen, Tieren, meist auch Orten, ist auf das Allernötigste zu beschränken und bedarf einer Art Buße.

Als ich einmal drei Moskitos auf einen Streich erschlagen hatte, kommentierte meine *akka*[Ø] dies mit den Worten *„Drei Leute tot.“* Das mag ein ulkiger Ausdruck gewesen sein, und doch gibt dies Einblick in die etwas

Ø Wir zwei Deutschen leben gemeinsam mit einem tamilischen Paar auf der Farm und sind Teil ihrer Familie geworden. Obwohl ich älter bin als sie, bezeichnet die Frau mich als *thambi*, jüngeren Bruder, und betrachtet sich selbst als *akka,* die ältere Schwester. Vielleicht, weil man, wie bei kleinen Kindern, immer ein Auge auf diese tappsigen Ausländer haben muss.

weniger streng getrennten Domänen des Menschlichen und Nicht-Menschlichen in Indien.

Nun will ich weder zu sehr verallgemeinern, noch ist es meine Absicht, an dieser Stelle Vorlesungen in Tierpsychologie, Tierrechten und Kulturanthropologie zu halten. In Indien gibt es mehr als genug Umweltprobleme. Es geht mir hauptsächlich darum, zu erläutern, wovon wir uns bei der Bewirtschaftung des uns anvertrauten Landes und der Behandlung seiner Bewohner leiten lassen.

Wie wir den Tieren begegnen merkt man deren Verhalten an, und umgekehrt lässt uns ihre Stimmung ebenfalls nicht kalt. Beginnende Krankheiten, Fortpflanzungshitze oder Übermut machen sich umgehend bemerkbar, wenn man eher Wert auf Nähe als auf Distanz zu seinen Mitgeschöpfen legt.

Das ist nicht weit davon entfernt, Nutztiere, ähnlich Haustieren oder der eigenen Verwandtschaft, als Teil der Familie zu betrachten. Es besteht ein inniges Verhältnis zwischen den Individuen. Man freut sich mit dem anderen und leidet mit ihm; man genießt seine

Anwesenheit, auch wenn manchmal gestritten oder gemeckert wird. Ein böses Wort, ein aufgebrachtes “Muh!”, dann herrscht wieder Friede zwischen den Völkern. Es bedarf keiner gemeinsam verlesenen Proklamation, sondern lebt von der guten Absicht und dem ständigen Austausch untereinander. Das ist etwas völlig Anderes, als die vollmundige – und in Hippiekreisen verpönte – Verlautbarung “Die Bullen sind meine Freunde”, die einst ein gealterter, selten praktizierender Landwirtschaftsstudent von sich gegeben hat, um dann die Pflege der Tiere freiwilligen Helfern und bezahlten Arbeitern zu überlassen. So geht's natürlich nicht.

Selbstverständlich hat es auch bei uns nicht sofort geklappt. Es gab Tiere, die uns auf Anhieb nicht leiden konnten oder die aufgrund ihrer Vorgeschichte Probleme hatten, Menschen zu trauen. Eine unserer Kühe war sogar rassistisch veranlagt: Sie hatte noch nie einen *vellakara*, einen Weißen gesehen. Sie reagierte bei jeder Annäherung eines Westlers völlig panisch, selbst wenn man ihr Leckereien mitbrachte. Diese ak-

zeptierte sie nur mit spitzen Lippen aus maximal möglicher Entfernung. Auch nach Monaten besserte sich dieser Zustand nicht. Daher mussten wir uns leider von ihr trennen.

Auch wir selbst müssen uns auf die Macken unserer Schützlinge einstellen und uns ein Stück weit von unseren Vorstellungen bezüglich menschlicher Überlegenheit und Kontrolle befreien. Die Versuchung, überall und jederzeit seinen Willen durchzusetzen, ist groß, doch wir haben nach und nach gelernt, Eingriffe auf ein Mindestmaß zu reduzieren, um Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten. Die Tiere verstehen das und spielen in der Regel auch mit.

Kritisch wird's meist in Momenten, in denen das Tier seiner Begeisterung für Nahrung freien Lauf lässt, während hinten am Strick noch ein Mensch dranhängt. Da fliegt ein Kalb plötzlich im Schweinsgalopp über die Weide, die Schlappen des menschlichen Begleiters dagegen in hohem Bogen rechts und links in die Büsche. Keine ganz ungefährliche Situation. Oftmals ist es besser, das Führseil loszulassen.

Ziegen, so könnte man meinen, sind ihrer geringeren Körpergröße wegen leichter handzuhaben als Rinder, doch vier zahme Ziegen schleifen einen Zentner Menschen locker zum Zoo. Sie haben einem Kalb außerdem drei Dinge voraus: drei zusätzliche Richtungen, in die man ziehen kann. Wenn man sich nicht traut, die Zügel locker zu lassen, wird der Gang von und zur Weide zur sprichwörtlichen Zerreißprobe für den menschlichen Begleiter. Ich habe mir angewöhnt, lediglich zwei der Tiere gleichzeitig zu führen. Die anderen folgen freilaufend in Sichtweite. Ich brauche mir keine Sorgen zu machen, dass sie ausbüchsen. Als Herdentiere hegen sie kaum Ambitionen auf Unabhängigkeit. Sie bleiben stets im Sichtbereich. Außerdem achte ich auf die von ihnen angezeigte Richtung. Statt unwillige Säcke mit großem Kraftaufwand hinter mir herzuziehen – der Hals wird dabei immer länger, mein Arm auch – schlage ich lediglich die grobe Richtung ein und lasse ihnen die Wahl, an welcher Stelle genau sie die nächsten Stunden verbringen wollen. So erreicht man mit weniger Kontrolle einen flüssigeren Tagesablauf für alle.

Ein gutes Verhältnis zueinander kommt natürlich nicht von ungefähr. Man muss Zeit miteinander verbringen, muss einander kennenlernen, auf einander hören, auf einander eingehen. Die Zahl solcher Verhältnisse ist neurologisch begrenzt, hat man festgestellt, und sie hat ihre Grenzen auch in Zeit und Energie, die man als Mensch aufbringen kann.

“Eine Kuh macht Muh, viele Kühe machen Mühe”, heißt es. In der Tat braucht der studierte Agrarökonom mit seinen x-hundert “Einheiten” im Stall gar nicht erst anzufangen, nett zu seinen Gefangenen zu sein. Es herrscht Lieferzwang, und zwar ohne Muh und Mäh! Weil wegen steuer- und hygienerechtlichen Vorschriften außerdem Dokumentationspflicht gilt, bekommt jedes Tier eine “Stück”-Nummer, sonst würde der auf Effizienz bedachte Dipl.agr.oec. gleich ganz auf eine Benennung verzichten.

Wo es einen Lieferanten gibt, da gibt es auch einen Verbraucher. Nicht zuletzt ist es dem am falschen Ende sparenden Abnehmer der “Produkte” des Kuhzentrationslagers zu verdanken, dass Millionen Tiere

ihr Dasein unter beengten Umständen fristen müssen. So kommt es, dass auf dem Etikett “Milch” steht, wenn die weiße Plörre im Kunststoffsack sich auch nur deshalb so bezeichnen darf, weil die Definition für Milch das praktischerweise hergibt. Ob eine Kuh einen Namen hat oder nicht, schmeckt man. Mach die Probe aufs Exempel: Besuch einen Bergbauernhof in einem Nicht-EU-Land. Du wirst dich wundern.

Von Shanti wissen wir bereits, dass sie einen Namen besitzt. Er stammt aus dem Sanskrit, wird in Indien gern an neugeborene Mädchen vergeben und bezeichnet einen Zustand inneren Friedens, der dank eines gewissen Lebensverständnisses selbst angesichts großer Belastungen andauert. Im Falle unserer Kuh mehr als nur ein Name; eine Charakterbeschreibung, die zutrifft. Shanti ist cool, intelligent, weiß den rechten Moment abzuwarten und legt dank mangelnder Aufgeregtheit ständig an Gewicht zu. Aufgrund ihres, für indische Kühe geradezu obszön stämmigen Körperbaus[Ø] hat sie sich einen Spitznamen eingehandelt:

Ø Die typische Feld-, Wald- und Wiesenkuh Indiens ist ein Klappergestell, bei dem man jeden Knochen sieht. Die

Kulaivande.

Das Etikett *kulaivande* wird von meiner tamilischen Familie auf alles und jeden angewendet, was kurze Beine hat. Man will ja niemanden als Dickmops beleidigen. Ein “kurzes Fahrgestell” darf man mit einem Augenzwinkern hingegen durchaus attestieren. So trippelt in der Mullai-Yelle-Farm nicht nur eine *Kulaivande*-Kuh herum, sondern auch eine Hündin, ein Huhn und eine Frau.

Keine Ziege jedoch. Noch nicht. Aber kann ja bald kommen, wo *Zicke* doch schwanger ist. Wir haben seit einigen Wochen erstmals Ziegen auf dem Hof. Zicke ist die älteste und größte der vier Neuzugänge, mit weichem schwarzem Fell und dem längsten Gehörn von allen ausgestattet. Davon macht sie des öfteren auch Gebrauch, um ihre Artgenossen zurechtzuweisen. Gemeinsam mit den drei Kälbern, welche vor knapp einem halben Jahr geboren worden sind, teilen sie sich in der dunklen Tageshälfte ein überdachtes

kleinwüchsigen Tiere geben, im Gegensatz zu den Turbokühen Europas und Amerikas (30-40l Milch pro Tag), lediglich 5-10 Liter.

Freilaufgehege, das Wasser, sowie das Futter. Mit den schon wesentlich größeren Kälbern geht Zicke weniger grob um – außer diese versuchen ihren Anteil an den leckeren Blättern der Dornzweige zu ergattern. Dann senkt Zicke den Kopf und rammt den Störenfried in vollem Lauf. Die Kälber haben schnell begriffen, dass sie entweder genügend Sicherheitsabstand halten oder in geballter Präsenz aufmarschieren müssen, wenn's ums Futter geht.

Normalerweise, würde man vermuten, sind es die Böcke die bei den Ziegen die Hosen anhaben, doch unser *Böckle* hat da andere Vorstellungen. Er gibt sich lässig und genießt seine Sonderstellung als konkurrenzloser Hahn im Korb. Die Regierungsgeschäfte überlässt er für gewöhnlich Zicke. Den Kopf senkt er meist nur, um ihn mir zum Gruß gegen meine Faust zu drücken, wenn ich mich nähere – ein Ritual unter Männern. Seine Hörner sind kürzer als die von Zicke, dafür um so spitzer. Wirklich ärgern sollte man ihn also nicht. Sein Fell ist schwarz, seine Ohren schwarz-weiß meliert. Das sieht ein bisschen aus, als habe er

Schimmel angesetzt. Das oben erwähnte Ritual zieht er übrigens auch mit *Atman*, unserem vier Monate alten Jungbullen durch. Es ist daran absolut nichts Aggressives, kein gegen-einen-Feind-anrennen, kein Grunzen oder stoßen; einfach nur ein bisschen Schädeldeckenkuscheln nach böckischer Art. Atman scheint es zu gefallen. Überhaupt wird er in letzter Zeit immer ziegenhafter, begeistert sich für hartlaubiges Gestrüpp, das andere Kühe nicht einmal mit dem Hintern ansehen würden, vollführt Bocksprünge, stützt sich mit den Vorderläufen irgendwo auf, um den Kopf weiter in die Höhe zu bekommen oder fängt an zu jammern, wenn seine Ziegenfreunde außer Sichtweite geraten.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich artübergreifende Verhaltensanpassungen beobachte. Wir hatten einmal ein Kaninchen, *Pepi,* das mit einem Hund aufgewachsen war. Es war stubenrein, das heißt, es ging tagsüber im Haus spazieren und kehrte nur in den Käfig zurück, um zu fressen oder sich zu erleichtern. Es ließ sich nicht von aggressiven oder stürmischen Hunden

einschüchtern, war seinerseits aber durchaus in der Lage, zurückhaltende Hunde durch aufdringliches Verhalten zu terrorisieren. Pepi konnte außerdem Bierdeckel und Kronkorken apportieren. Als sich abzeichnete, dass das Tier häufiger allein sein würde, wollten wir ihm einen Spielkameraden anbieten. Kein weiteres Langohr, jedoch, weil wir fürchteten, es nicht stubenrein zu bekommen, und auch keinen Hund, weil dieser zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte. Wir entschieden uns für Katzen. Gewöhnt man sie in jungem Alter an andere Tiere, akzeptieren sie diese als Familienmitglieder. Die beiden ersten Probanden wurden von Pepi auf die Kratzbäume oder unter die Schränke gejagt und durch trommeln mit den Hinterläufen gewarnt, sich noch einmal blicken zu lassen. Unser letzter Versuch war ein frisch geborenes rotes Kätzchen, *Liese*, und dieses schloss das Karnickel sofort in sein Herz. Wen wundert es, dass Liese sich schon bald nicht nur für Pflanzenkost interessierte – Karottenschnetzel, Pilze, Kartoffelschalen – sondern auch das Apportieren lernte?

Zurück zu den Ziegen. Meine Vorstellung von ihnen war die von Grün-Vernichtern. Als die Regierung von Tamil Nadu begann, Ziegen zu verschenken, damit bedürftige Menschen sich ein kleines Einkommen erwirtschaften können, habe ich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen: Die Viecher werden die gesamte Vegetation plattmachen und uns dann die Haare vom Kopf fressen!, habe ich gedacht. Fernseberichte über Versteppung und Verwüstung und die Rolle, die Ziegen dabei spielten, erweckten in mir den Eindruck, dass es praktisch keine Pflanze gebe, die ihnen nicht schmecke. Und weil sie sich von keinem Zaun aufhalten lassen, gäbe es außer großen Bäumen praktisch nichts, das vor ihnen sicher wäre. Insbesondere unser Salat.

Nun, Ziegen sind tatsächlich sowohl ausdauernd als auch erfinderisch, was Aus- und Einbrüche betrifft. Genau wie die meisten anderen Pflanzenfresser sind sie außerdem den ganzen Tag damit beschäftigt, sich den Wanst mit Blättern vollzuschlagen. Dabei gehen sie jedoch bei weitem nicht so wahllos vor, wie behauptet.

Meinen Beobachtungen der hiesigen Dorfziegen sowie unserer eigenen Tiere zufolge bedienen sie sich zunächst nur ausgewählter Blätter bestimmter Pflanzen, hier bevorzugt härtere, dornenbewehrte Arten. Die Zweige selbst werden üblicherweise verschont und niemals ganz nacktgefressen, Die Fähigkeit der Pflanze, sich zu regenerieren, wird in der Regel daher nicht beeinträchtigt. Zwingt man die Tiere jedoch zu längeren Aufenthalten in nahrungsarmen Gebieten, zum Beispiel, indem man sie anbindet, in höherer Zahl einbringt oder in einer kargen Gegend aussetzt, verhalten sie sich entsprechend weniger wählerisch. Mit Bezug auf solche Beobachtungen werden in den letzten Jahren vermehrt Ziegen zur Landschaftspflege in Mitteleuropa eingesetzt. Bei uns auf dem Hof ergänzen sie hervorragend die Arbeit der Kühe beim Rasenmähen und Unkrautjäten. Was die einen verschmähen, lieben die anderen um so mehr. Rasen gibt es bei uns natürlich keinen, nur allerhand wild wuchernde Grassorten und Kräuter. Im biologischen Landbau kennen wir natürlich auch keine Ungeziefer und Unkräuter. Jede Spezies spielt ihre Rolle im ökologischen Gefüge.

Wenn wir „Unkraut jäten“, ist es nicht unser Ziel, das Feld zu sterilisieren oder bestimmte Pflanzenarten auszurotten; wir geben lediglich dem Gemüse einen kleinen Wachstumsvorsprung. Wenn die Wildkräuter neu treiben, schützen sie das Beet vor Erosion und halten es länger feucht.

Unkrautjäten war übrigens das erste deutsche Wort, das meine *akka* gelernt hat. Ich frage sie hin und wieder danach, weil ich so gern höre, wie sie es ausspricht: mit rollendem R und ein kleines bisschen robotisch, ganz so, wie man sich den typischen Deutschen vorstellt.

Die beiden letzten Ziegen der Mullai-Yelle-Farm, die noch zu erwähnen wären, sind zwei kleinwüchsige, junge Dorfziegen. Sie heißen ihrer jeweiligen Fellfarbe wegen *Brownie* beziehungsweise *Blackie*. Brownie ist komplett von der Nähe ihrer Artgenossen abhängig. Sobald sie den Eindruck bekommt, diese wollten (oder sollten) sich an einen anderen Ort begeben als sie selbst, fängt sie zu meckern an. Sollte sich das Befürchtete als wahr herausstellen, beginnt das große

Geschrei. Stell dir die Lautäußerungen einer aufgebrachten älteren Frau vor, die auf offener Straße überfallen und ausgeraubt wird, oder eines Kindes im kritischen Alter, wenn es im Supermarkt nicht das bekommt, was es gerne hätte. Es ist die Sorte Geschrei, bei der alle den Hals verrenken, um zu sehen, wer da gerade seinen Nachwuchs misshandelt.

Dabei wäre es eigentlich Blackie, die Grund zum Wehklagen hätte, weil sie ständig von allen angegriffen wird. Blackie ist der Underdog im Rudel, das letzte Huhn der Hackordnung, Schütze Asch im letzten Glied. Es hat drei Wochen gedauert, bis sie sich nicht mehr vor meiner Annäherung in Sicherheit zu bringen versuchte. Ihren Namen verstand sie dagegen genau so schnell wie die anderen drei, innerhalb weniger Tage.

Brownie darf sich also das lauteste Wesen in Mullai-Yelle-Farm nennen, wenn auch nicht unangefochten. Knapp verfolgt wird sie von der roten *Zora*, einem zwei Monate alten Kälbermädchen, das wegen seiner tiefen, durchdringenden Stimme beinahe *Zara* geheißen

hätte und das es, genau wie Brownie, überhaupt nicht leiden kann, alleingelassen zu werden. Am liebsten bliebe es ständig auf Tuchfühlung mit seiner Mutter *Susi.* Zur Not nimmt sie mit Atman vorlieb. Ohnehin sieht es aus, als bahne sich da eine große Sandkastenliebe an – ich habe die beiden schon einmal beim Schädeldeckenkuscheln erwischt!

Neben unseren Hoftieren, den Kühen, Ziegen, Hühnern, Kaninchen, Hunden und Katzen, leben in unserer Umgebung – darauf sind wir als Ökobauern ganz besonders stolz – allerhand Wildtiere. Lange Listen langweilen. Ein paar Arten möchte ich dennoch erwähnen. Neben vielen anderen sehen wir fast täglich Mungos, Fledermäuse, Streifenhörnchen, Vipern, Bienen, Libellen, Pfauen, Kröten, Eisvögel, Kraniche, Chamäleons und Trichterspinnen. Die normalerweise stillen, unaufdringlichen Menschen, die gemischte Bepflanzung, die temporären von Gras überwachsenen Brachen, die vielen großen Bäume und langen Hecken, die Stöße alten Holzes, die Misthaufen und der wild wuchernde Wald an der Ostseite des Grundstücks er-

lauben die gemeinsame Nutzung des Geländes durch Mensch und Wild. Manchmal wird’s ein bisschen zu viel; dann behakeln wir uns, es wird ein bisschen Lärm veranstaltet und hernach geht’s weiter wie gewohnt. Manchmal begegnet man sich unvorhergesehenerweise. Da hebt zum Beispiel eine Kobra den Kopf aus dem Spinat, öffnet die Haube und lässt uns wissen, dass die Ernte ein andermal stattzufinden hat. Ein Chamäleon bemerkt zu spät, dass ein Mensch sich nähert; es verharrt auf seinem Platz auf dem Baumstamm, bis man auf wenige Zentimeter an es herangekommen ist. Ein Eisvogel fliegt einem direkt vor der Nase vorbei; er landet auf einem Pfosten in Armeslänge Entfernung. Wenn man stillhält, bleibt er sitzen.

Eines Morgens fiel ein Kolibri aus dem Baum, unserem Arbeiter Meko direkt vor die Füße. Meko konnte den benommenen Piepmatz auf die Hand nehmen, wo er regungslos hocken blieb. Wir bastelten ihm ein ad-hoc-Nest aus alten Stofffetzen auf einem Regal, wo er es sich den ganzen Tag gemütlich machte. Erst gegen Abend flog er davon.

Ein anderes Mal, die Nacht war schon fast vollständig heraufgezogen, lief uns ein junger Rotlappenkiebitz über den Weg. Weit und breit keine Eltern in Sicht. Wir hätten ihn vielleicht übersehen, doch unsere Hunde hatten ihn entdeckt und wollten sich schon über ihn hermachen. Wir nahmen ihn mit, fütterten ihm Insekten, Körner und Würmer und nahmen ihn am nächsten Morgen mit ins Feld. Eine Weile blieb er in unserer Nähe. Er war schon alt genug, sich seine Nahrung selbst zu suchen, pickte hier und da und dort am Boden herum, bis er schließlich entschied, sich wieder von uns zu trennen, vermutlich, um seine Eltern zu suchen.

So viel Leben überall, so viel ~~Hunger~~ Appetit in der Welt, so viele Münder zu stopfen. Es erstaunt mich immer wieder, dieses wimmelnde Leben, dieses überbordende Grün, Bewegung überall, Geräusche und Töne rund um uns herum, die von den Aktivitäten unzähliger Tiere zeugen. Und doch ist die Erde, wie wir sie kennen, nur ein armseliges Überbleibsel der Welt, wie sie vor der europäischen Expansion aussah. Fast alle

Wirbeltierarten haben in den letzten einhundertfünfzig Jahren weit über neunzig Prozent ihrer Bestände verloren. Täglich sterben zwischen zweihundert und vierhundert Arten aus+, alle dreieinhalb Minuten eine, weil wir ihre Körper in menschliche Körper umwandeln und ihren Lebensraum verbrauchen oder vergiften.

Und doch – wenn man hier in Südindien nicht mit Argusaugen über seine Nahrung wacht, ist sie in nullkommanichts von irgendjemand verspeist. Krähen klauen Eier, Reis, Gemüse; vergisst man, ein Auge auf die Hühner zu werfen, machen sie sich über alles her, was nicht niet-und-nagelfest ist. Katzen dringen ins Haus ein und öffnen Gefäße, um an Milch oder Hundefutter zu gelangen; Hunde schnappen sich ebenfalls alles, was nicht bei drei auf die Bäume klettert. Kühe plündern die Felder, die Verwandtschaft meiner *akka* den Kühlschrank, Eichhörnchen die Getreidespeicher. Motten und Ameisen zerlöchern Unterhosen, Bandikuts fressen Seifenriegel, Paradiesvögel die Fische

\+ Die UN geht von 150-200 aus. Der WWF schätzt, es sind bis zu 400. Tag für Tag.

aus dem *ant channel*[Ø], und wenn dann noch was übrig ist, freut sich der Schimmelpilz. Prinzipiell bräuchte man sein Geschirr niemals abzuwaschen. Kakerlaken, Termiten, Bakterien, Pilze, Hunde, Katzen, Schweine, Hühner und manch andere Zeitgenossen gäben, wenn sie es hätten, Geld dafür, unsere Teller lupenrein blank lecken zu dürfen. Das Problem ist nur, die meisten Menschen ekeln sich davor.

Nahrungsaufbewahrung und -zubereitung ist in den Tropen eine Wissenschaft für sich. Zum Glück gibt es in diesen Breiten Nahrung im Überfluss. Anders könnte die üppige Flora und Fauna nicht existieren, und umgekehrt gilt auch: Diese Flora und Fauna ist ihrerseits wandelnde Nahrung, nicht nur für uns, sondern für alle, von der Alge bis zum Banyanbaum, vom Pantoffeltierchen bis zum Elefant. Eigentlich nicht nur in den Tropen – da sieht man es halt besser – sondern überall, bis hinauf zum einen oder anderen Pol und

Ø Ein mit Wasser gefüllter Kanal, der den Vorratsschrank, den Kühlschrank, die Küche oder gleich das ganze Haus umgibt, um Ameisen davon abzuhalten, den Krähen, Katzen, Hunden, Mäusen und Verwandten die Beute wegzuschnappen. Die Fische sind dazu da, Moskitolarven aufzufressen.

hinunter in die Tiefseegräben. Wir tun dem Ökosystem unrecht, wenn wir diese Zusammenhänge gedanklich auf „*fressen und gefressen werden*“ reduzieren und uns vor letzterem fürchten. Was wir im Leben zu uns genommen haben, geben wir in Form unserer Exkremente und Kadaver zurück. Leben und Tod bedingen einander, gehören untrennbar zu einander, sind Teil eines ewigen Kreislaufs des Lebens. Wir haben dies vor lauter Geldsorgen nur vergessen. Stattdessen glauben wir an einen geradlinigen Verlauf, bei dem wir aus dem Nichts geboren werden, um am Ende durch den Tod viel zu früh wieder ins Nichts zurückbefördert zu werden. Dazwischen sinnlose Leere, die wir mit hektischer Aktivität zu füllen suchen, stets die Furcht im Nacken, vorzeitig durch etwaige Konkurrenten im Überlebenskampf von unserem geplagten Dasein erlöst zu werden.

Wie blöde kann man eigentlich sein?

Diese Weltsicht nennt sich rational, aber sie unterscheidet sich in nichts von den Glaubensbekenntnissen der Weltreligionen. Brockhaus statt Bibel. Profes-

sor statt Pfarrer. Doktor Expert betet vor, wir sprechen nach. Hast du je nachgemessen, ob der Erdumfang tatsächlich vierzigtausend Kilometer beträgt, wie man überall nachlesen kann, oder *glaubst* du's einfach den Büchern? Ich will mitnichten behaupten, dass das durch Wissenschaftler gesammelte Fachwissen falsch sei. Ganz im Gegenteil hat es der Menschheit erstaunliche Einsichten in die Beschaffenheit des physischen Universums verschafft. Aber das berechtigt die Wissenschaft keinesfalls dazu, andere Formen der Wahrnehmung oder nicht-materielle Bereiche der Wirklichkeit als ungültig abzutun. Und schon gar nicht berechtigt es sie zu Schlussfolgerungen wie der, dass das Leben ein zweckfreies Phänomen sei, das den blinden Kräften von Physik und Evolution unterworfen wäre. Hast du dich noch nie gefragt, wieso es Millionen von Spezies gibt, wenn doch immer nur der Stärkste überlebt? Weshalb haben nicht alle Tierarten große Gehirne entwickelt, wo das doch angeblich so effektiv beim Überleben hilft? Warum gibt es heute noch Plankton, wenn Säugetiere, speziell Menschen, angeblich so viel erfolgreichere Überlebenskünstler sind? Sind Einzeller

vielleicht doch die Stärkeren? Weshalb sind wir dann vor Urzeiten nicht einfach Algen geblieben? Irgendwas kann mit der Idee von „blinden Kräften“ der Evolution, vom „Kampf aller gegen alle“ und dem „Sieg des Stärkeren“ nicht stimmen.

Schlimm genug, dass dieser Irrglaube unser Bild vom Konkurrenzkampf der Kreaturen bestimmt, während in Wirklichkeit Symbiose die Regel ist. Sozialdarwinismus ist obendrein zur beherrschenden Ideologie unserer Zeit geworden, und mitnichten nur die der Nazis. Wir nennen es nun *dog eat dog*. Dasselbe in grün. Ich habe den ständigen Kampf, den wir zu führen haben, um uns über Wasser zu halten, stets gehasst. Dies konnte einfach nicht alles sein. Die gängigen Erklärungen, wie die Welt funktioniert, haben mich im Lauf der Zeit immer weniger überzeugt. Fragen tauchten auf. Fragen, die nach einer Antwort verlangten. Ich begann mich umzusehen – und bin fündig geworden.

Ich will dir hier keine fertigen Antworten auftischen. Zum einen stehen die Ergebnisse menschlicher Sinnsuche, so habe ich erfahren, in engem Zusammen-

hang mit der jeweiligen Person und sind nicht verbal vermittelbar. Zum anderen will ich nicht vortäuschen, mehr zu wissen als Generationen fleißiger Forscher. Auch möchte ich dir nicht den Spaß nehmen, dich selbst ein wenig auf die Suche zu begeben. Womöglich entdeckst du, genau wie ich, dass es oft nicht auf die Antworten ankommt, sondern eher auf den Weg zu einem tieferen Verständnis; und dass sehr oft die Frage falsch gestellt wurde – oder wegen unpassender Prämissen an der Sache gleich völlig vorbeigeht. Beispielsweise ist für jemand, der nicht an Gott glaubt, die Frage, welche Religion die einzig wahre sei, vollkommen irrelevant.

Mit wissenschaftlichen Untersuchungen lässt sich so ziemlich alles begründen. Ganze Wirtschaftszweige leben davon, dass die unsinnigsten Behauptungen über ein Produkt von Expertenmeinungen gestützt werden. Dass Rauchen niemand schadet, dass eine Hautcreme Falten glättet, dass man von Schokolade schlank wird – hatten wir alles schon. Du ahnst (oder weißt) bestimmt, dass gerade der Bereich Ernährung

enorm von der Expertenreligion profitiert. Millionen Wissenschaftsgläubige opfern täglich ihren Zehnten, um in den Genuss der Segnungen der Göttin Scientia zu gelangen: Großmutterküche, Mittelmeerdiät, Ayurvedadiät, Fischdiät, Rohkost, vegetarisch, vegan... Lichtnahrung!!!![Ø], und jeder nimmt für sich in Anspruch, das allein selig machende Rezept für ewige Gesundheit zu kennen. Ich habe sie alle probiert. Das Ergebnis war stets das selbe: Essen ist toll! Ich wurde weder dicker noch dünner, fühlte mich weder gesünder noch kranker. Wenn's nach meinem Körper ginge, müsste ich die Cola-Diät empfehlen; zum Frühstück drei Nutellabrote, zum Mittagessen Eiernudeln mit Rahmsoße, als Nachtisch Pudding, zum Abendessen eine Tüte Chips und für den kleinen Hunger zwischendurch eine Tafel Schokolade. Zu jeder Mahlzeit gäbe es einen Liter Cola oder wahlweise Eistee.

Die einzige Diät, die nicht nach meinem Geschmack war, war die einiger meiner ex-Kommunarden. Wenn das portugiesische Pärchen Mittagessen servierte,

Ø Kein Witz! Solarenergie für den Körper. Nie mehr essen, immer schlank, nur noch meditieren und Sonne tanken.

gab es meist trockenen roten Reis, ohne Salz gekocht, dazu grob gehackte Möhren oder anderes rohes Gemüse, keine Soße. Ihr Essen musste glutenfrei, koffeinfrei, cholesterinfrei, laktosefrei, zuckerfrei, fettarm, kalorienarm, eiweißarm, und nitratarm sein. Du kannst mir glauben, was auch ich meinem Magen glaubte: Wenn ein Mittagessen nach Gosseninhalt aussieht, dann soll man froh sein, dass es nur nach Pappkarton schmeckt. Man bedankt sich beim Koch und macht, dass man anderswo etwas Nahrhaftes auftreibt. Irgendwann bin ich dazu übergegangen, der Gemeinschaftsküche ganz den Rücken zu kehren, um mir in der Dorfkantine mit dem hübschen Namen *Sonnenküche* den Wanst vollzuschlagen. Das war so ungefähr zu der Zeit, als sich die Community aufzulösen begann. Bestimmt kein Zufall. Ich bin der festen Überzeugung, dass auch *Nächsten*liebe durch den Magen geht.

Wer gut gegessen hat – und auch, wer nicht – muss sein Päckchen natürlich irgendwann wieder loswerden. Das in Europa verwendete Porzellan mit Wasser-

spülung gibt es auch hier in Indien, ist jedoch bei den Einheimischen genauso verpönt wie das aus deutschen Örtchen nicht wegzudenkende Papier. Insgeheim macht man sich lustig über die verweichlichten Westler mit ihrem Papierfimmel. Auf dem Land spart man sich den unnützen Quadratmeterverbrauch im Haus. Geschäftliches wird unter freiem Himmel erledigt: am Strand, im Gebüsch, auf der Wiese, am Straßenrand. Zur Reinigung der Austrittsöffnung dienen Blätter oder flache Kiesel; die Hände werden mit Sand abgerieben. Wohlhabendere und Städter erleichtern sich über einem keramikbewehrten Loch im Boden und bedienen sich zur Säuberung einer am Leitungsnetz hängenden Wasserpistole. Benutzt wird stets die linke Hand. Daher darf Nahrung grundsätzlich nur mit rechts angefasst werden[Φ].

In unserer kleinen Farm gibt es zur Verrichtung der Notdurft eine Einrichtung, die unsere Großmütter be-

Φ In den südlichen Regionen Asiens benutzt man zum Essen die Finger. Dieben wurde in alten Zeiten bzw. wird in einigen modernen islamischen Ländern noch heute die rechte Hand abgehackt. Ihre Strafe besteht also in mehr als nur dem Verlust eines Körperteils. Sie sind für immer von sozialen Kontakten abgeschnitten.

ziehungsweise viele Ostdeutsche sofort wiedererkennen würden: Ein Hüklo, auf Umweltdeutsch „Trockentrenntoilette“ genannt. Es handelt sich dabei um ein *Outhouse*, eine palmblattgedeckte Hütte mit Löchern im Boden. Man seilt sein braunes Gold in die darunter befindlichen Kammern ab und streut dann Blätter, Erde oder Sägespäne darüber, die es austrocknen und ihm damit den Geruch nehmen. Wenn eine Kammer voll ist, wird die Grube für ein Jahr stillgelegt; man benutzt die nächste. In der Zwischenzeit setzt ein trockener Kompostiervorgang ein, nach dessen Abschluss man ein Produkt feinster Qualität aus der Kammer entnehmen kann, um damit seine Felder zu düngen. Es ähnelt Blumenerde aus dem Gartenmarkt und kann bedenkenlos angefasst werden. Flüssiges wird getrennt gesammelt; es eignet sich gleichfalls hervorragend zur Düngung. Zur Geruchsminderung gibt man halbierte Zitronen oder Holzkohle in den Auffangbehälter. Pro Person spart man somit 15.000 Liter Wasser im Jahr, entsprechende Klärgebühren und hat, statt gigantische Mengen gesundheitsgefährdenden flüssigen Abfalls zu produzieren, etwas unmittelbar

zum Kreislauf des Lebens beigetragen. Viele kleine Tierchen freuen sich über die Extragabe genauso wie die mit dem Menschendung beglückten Pflanzen. In gewissem Sinne werden das Land sowie seine pflanzlichen und tierischen Bewohner, indem sie sich die von unserem Körper ausgeschiedenen Stoffe einverleiben, zu unserem eigenen Fleisch und Blut, quasi unsere Kinder. Wir wiederum, die wir uns von den Früchten unserer Arbeit ernähren, sind die Kinder des Landes und seiner Lebewesen. Bauern handeln bezüglich ihres Landes nicht besitzergreifend, sondern sind ihm schlicht familiär verbunden. Niemand, der behauptet, seinem Bürojob zu lieben, hat auch nur annähernd eine Vorstellung davon, wie tief Liebe tatsächlich gehen kann.

Wie bei einer richtigen Familie bedarf auch der Bauernhof regelmäßig der Zufuhr frischen Blutes. Bei einem Garten, der nur der persönlichen Versorgung dient, mag das anders aussehen; eine Farm jedoch verliert mit jedem Früchtchen, das in die große Stadt zieht, um sich vernaschen zu lassen, einen Teil seiner

Vitalität. Trotz all der vielen Kuhfladen, Ziegenköttel, Hasenpillen, Hühnerkacke und Menschenexkremente, die wir mit großem Fleiß sammeln, muss tonnenweise Kompost zugekauft werden. Auch andere Bauern haben Bedarf an Düngemitteln. Gute Lieferanten zu finden, ist daher nicht immer einfach. Um den Profit zu erhöhen, strecken manche ihre Ware mit Erdabraum. Andere sammeln Dung aus x-beliebigen Quellen, etwa vom Straßenrand, so dass dieser stark mit Plastikmüll durchsetzt und wahrscheinlich auch chemisch verseucht ist. Für den biologischen Landbau ein Unding. Nicht zu gebrauchen.

Als wir uns vor zwei Jahren mit anderen Bauern der Umgebung zusammengetan haben, um eine Bio-Zertifizierung zu erreichen, war die Bereitstellung von Nischen für Wildtiere und -pflanzen zur Förderung von Artenvielfalt eine der Voraussetzungen für die Aufnahme in das *Partizipatorische Garantie-System.* Das PGS beruht, im Gegensatz zu den sogenannten Drittparteien-Zertifikationen, die sich hauptsächlich mit den Geschäftspapieren des Hofes befassen, auf gegensei-

tiger Kontrolle der Bauern einer Gruppe. Damit die Bauern neben ihrer normalen Arbeit Zeit für diesen Extraaufwand haben, sind die Gruppen notwendigerweise klein und die Höfe liegen der kurzen Strecken wegen nahe beieinander. Das Gute daran: Es ist nicht nur günstiger als die kommerziellen Kontrollen durch Buchhalter, sondern Leute, die etwas von der örtlichen landwirtschaftlichen Praxis verstehen, besuchen die Farmen, um sich die Abläufe mit eigenen Augen anzusehen. In Indien erreichte PGS auf diese Weise Akzeptanz bis in die Stammesgebiete hinein, weil die Bauern für die Zertifizierung nur zeigen und erklären, nicht jedoch schreiben können müssen. Die Zusammenkünfte sind eine prima Gelegenheit zum Palaver. Ohne, dass man es besonders anregen muss, werden dabei Pflanztipps und nützliche Adressen ausgetauscht. Doch es kann auch harsche Kritik hageln. Bauern sind ja nicht gerade für ihre gewählte Ausdrucksweise bekannt...

Im Zusammenhang mit der globalen Klimazerrüttung wird neuerdings scharf gegen Rinderhalter geschos-

sen. Aufbauend auf Zahlen aus der industriellen Landwirtschaft, bei der jede Kuh enorme Mengen an Wasser, Nahrung und Land verbraucht und entsprechend viel Methan ausscheidet, wird behauptet, Rinder verbrauchten generell übermäßig viele Ressourcen zur Nahrungsmittelproduktion und seien hauptverantwortlich für die gegenwärtige Treibhausgasproduktion. Das kann ich so nicht stehenlassen.

Zunächst einmal gibt es keine Standardkuh. Die auf Fleisch- bzw. Milchproduktion gezüchtete Turbokuh der industriellen Landwirtschaft scheidet drei mal mehr Methan aus, als die wesentlich kleineren Kühe der traditionellen Subsistenzbauern beispielsweise in Afrika. Methankonzentrationen in der bodennahen Atmosphäre über Afrika und Indien, das zeigen Satellitenbilder, liegen deutlich niedriger, als in fast allen Industriestaaten der nördlichen Halbkugel. Kühe sind in Indien nicht nur heilig, sondern auch allgegenwärtig; 190 Millionen Hausrinder durchwandern Landschaft und Städte gleichermaßen. Wie passt das zu der Behauptung, sie seien wandelnde Klimabomben?

Auch im Land- und Wasserverbrauch liegen die traditionell gehaltenen Kühe des Südens weit hinter denen der Industrieländer. Sie grasen, oft nomadisch, hauptsächlich auf öffentlichen Flächen und entlang Wegrändern, wo niemand jemals bewässert. Dasselbe gilt für wilde Rinderarten, welche seit Jahrmillionen in großen Herden die Welt durchstreifen.

Bei uns auf dem Hof findet einmal im Monat eine Bewässerung der Weideflächen statt, falls nicht inzwischen Regen gefallen ist. In der Bilanz liegen unsere Kühe gegenüber Gemüse gleichauf oder sparsamer im Wasserverbrauch. Das liegt daran, dass es uns nicht um Produktion geht. Statt 40+ Litern geben wir uns mit fünf bis zehn Litern Milch pro Kuh und Tag zufrieden; die Kälber werden ausreichend ernährt und wir halten auch nur so viele Tiere, wie das uns zur Verfügung gestellte Land verkraftet. Expansion und Wirtschaftswachstum stehen nicht auf unserer Agenda. Wenn Gier oder Wachstumszwang unser Verhalten bestimmen, geht das Augenmaß für ein gesundes Verhältnis zur Umwelt verloren.

Daher muss man genau hinsehen, bevor man redet, denn es gibt Unterschiede bei der Tierhaltung. Ja, auf einige Populationen wie die Massenhaltungen Europas treffen die Argumente der Bedenkenträger zu. Und ja, mit 1,5 Milliarden Seelen ist die globale Kuhgemeinde doch ein bisschen überdimensioniert. Die klimatische Lage ist kritisch. Angesichts geschätzter 6-10°C Temperaturanstieg bis 2026 steht dem globalen Ökosystem der Hitzekollaps ins Haus, und uns mit ihm.

Das Hausrind ist jedoch der falsche Adressat für Schuldzuweisungen. Verantwortlich im Sinne der Anklage sind die Tiere nämlich nicht. Gehalten und gezüchtet werden sie von Menschen, und deren Zahl ist nicht nur fünf mal höher, als die unserer gehörnten Freunde. Menschen sind außerdem verantwortlich für den Raubbau an Grundwasser, frischer Luft, Metallen, fossilen Brennstoffen, Waldflächen, Fischen usw usw usw. Des weiteren ist unsere Zivilisation der einzige Großerzeuger unkompostierbaren Abfalls. Unabhängig von unserem individuellen Verbrauch sind wir grund-

sätzlich zu viele, als dass diese Welt uns längerfristig aushalten könnte. Während die Massenmedien uns weiterhin mit Popmusik, Präsidentschaftswahlen und Dschungelcamp bedudeln, sprechen Wissenschaftler verschiedenster Richtungen vom drohenden Untergang der Zivilisation in diesem Jahrhundert. Forscher wie Tim Garrett und Guy McPherson haben keinen Zweifel daran, dass mehrere kritische Schwellen unumkehrbar überschritten sind. Sie sagen das Aussterben der Menschheit bis 2030 voraus.

Unbestreitbar benutzen wir unsere Technik nicht zur Heilung des angerichteten Schadens. Statt zum Beispiel den Betrieb von Autos, Kernkraftwerken, Trawlern usw. einzustellen, machen wir munter weiter, verpesten die Luft, verstrahlen Land und Wasser und saugen im Namen des heiligen Bruttosozialprodukts die Meere leer. Selbst wenn die Kassandras der Moderne sich im Termin irren sollten, ist es nur eine Frage der Zeit, bis wir am Ende der Leiter angelangt sind. Weil wir uns entgegen besseren Wissens weigern, an diesem Zustand etwas zu ändern, bin ich nebenbei

gesagt dafür, den Darwinpreis 2030 kollektiv an die globale Zivilisation zu verleihen.[Ø]

Während ein Teil – sicherlich die überwältigende Mehrheit in der westlichen Welt – weiterhin den Traum vom Goldenen Zeitalter träumt, suchen andere nach Möglichkeiten, einen persönlichen Beitrag zur Beendigung des unhaltbaren Zustands zu leisten. Unser Dorf ist das Reiseziel jährlich tausender Menschen geworden, die hierher kommen, um etwas über alternative Lebensweisen zu erfahren oder Yogakurse mitzumachen. Viele, vor allem jüngere Leute, besuchen im Zuge dessen die Farmen, denn die örtlichen Bauern haben sich den Ruf erworben, umwelttechnisch gute Arbeit zu leisten. Jeder Hof arbeitet nach individuell über die Jahre entwickelten Methoden; von biodynamisch bis *rishi keti* gibt es hier alle Schattierungen "biologischer" Anbaumethoden. Wir selbst stützen uns

Ø Er wird seit 1994 an Menschen verliehen, die sich versehentlich selbst töten oder unfruchtbar machen und dabei ein besonderes Maß an Dummheit zeigen. Dahinter steht der Gedanke, dass ein lebensuntüchtiges Individuum der Welt einen Gefallen tut, wenn es die Verbreitung des eigenen Erbguts verhindert. Der Darwin Award wird daher posthum verliehen. [Wikipedia]

hauptsächlich auf tamilische Traditionen, die wir je nach Gutdünken durch Einzelmaßnahmen aus anderen Kulturen erweitern, etwa Zwischenfruchtbau oder Mulch.

Natürlich interessiert alle Neuankömmlinge immer nur das Eine: “*Betreibt ihr hier Permakultur?*” – Die Antwort lautet: Ja und Nein. Will man darunter das Evangelium nach Bill Mollison oder Masanobu Fukuoka verstehen und deren Techniken nachahmen – nein, das ist nicht unser Ding, und es hilft auch der Umwelt nicht besonders, wenn man, wie häufig zu sehen ist, gleichzeitig Kaffee aus Südamerika schlürft, Äpfel aus Neuseeland mampft und mit der Abgasschleuder kurz an die Ecke fährt, um sich eine Packung Turkish-American blend zu ziehen. Permakultur ist mehr als nur ein Werkzeugkoffer landwirtschaftlicher Technologien, mehr sogar als ein Lebensstil. Permakultur ist eine gelebte Weltanschauung, deren Verständnis so tief greift, dass man einfach nicht anders kann, als “im Einklang mit der Umwelt” zu leben, und zwar in jeglicher Hinsicht: im Umgang mit den Nachbarn, beim Bau einer

Unterkunft... und halt auch beim Gärteln. Gar zu häufig gerät der Versuch, nach einer “holistischen” Vision zu leben, zur blinden Anbetung irgendwelcher Szenegurus, während der Misserfolg im Garten als “Experimentierphase” verbucht wird, wobei das sogenannte Experiment so unkontrolliert verläuft, dass noch nicht einmal nachvollzogen werden kann, was daran nun aus welchen Gründen gut- oder schiefgegangen ist.

Oftmals wird argumentiert, man benötige funktionierende Modelle, um der Welt zu beweisen, dass Menschen unabhängig vom Supermarkt leben könnten. Angesichts der oft mageren Ernten solcher Modellfarmen, die mit zivilisationsgestressten Jugendlichen in Zwei-Wochen-Permakultur-Workshops betrieben werden, bleibt nur anzumerken, dass der Beweis längst erbracht ist. Dieses Experiment wird seit zehntausend Jahren jedes Jahr erneut durchgeführt, mit immer dem selben Ergebnis: Ja, man kann sich aus dem Garten hinter dem Haus vielseitig, gesund und schmackhaft ernähren. Zum Unterhalt ganzer Großstädte eignet sich der biologische Anbau jedoch nicht. Die Vorstel-

lung, dass sich die Mehrheit der Bevölkerung auf Inseln aus Stahl, Glas und Beton zurückziehen kann, wo sie sich aus der Verantwortung für die Erhaltung ihrer natürlichen Lebensgrundlagen stehlen, ist grundsätzlich verkehrt, denn sie funktioniert nicht auf Dauer, wie wir nun sehen.

Erst Petroleumlandwirtschaft hat das karnickelhafte Bevölkerungswachstum der letzten zweihundert Jahre ermöglicht. Und weil zunehmend mehr Menschen das Ende des ölgestützten Wohlstands kommen sehen, entwickelt sich gerade ein milliardenschwerer Agrotourismus, im Zuge dessen Jugendliche aus den Industrieländern bis in den letzten Schlammpfuhl reisen, um Ferien auf dem Bauernhof zu machen und sich in Crashkursen zu Permakulturexperten ausbilden zu lassen.

Unsere Nachbarn beispielsweise haben vergangenes Jahr dreimal so viel Umsatz erzielt wie wir – mit Zimmervermietung und Wochenendworkshops: Biodynamik, Nichts-Tun-Landwirtschaft, Windmühlenbau, Kampfsport, Geistheilung und Thai-Yoga-Massage.

Trotz vieler guter Worte, erstklassigem Boden sowie einiger freiwilliger Helfer ist es ihnen in den letzten vier Jahren jedoch nicht gelungen, auch nur eine einzige Frucht oder ein Gramm Gemüse an die Gemeinde zu liefern, die das Ackerland zur Verfügung stellt. Das ist in einem Land, in dem selbst abgeschnittene Zweige zu neuen Bäumen heranwachsen, eine reife Leistung. Vielleicht sollte endlich mal jemand herausfinden, wie man Geld essbar macht, damit auch diese Leute einen Beitrag zur Welternährung leisten können.

Von nichts kommt nichts. Ohne ein Mindestmaß an Arbeitseinsatz, Ausdauer, Pflanzennährstoffen und Wasser bleibt der Teller leer, lass es dir gesagt sein! Wer ernten will, muss arbeiten, und zwar wie ein Ackergaul. Man muss mit den Hühnern aufstehen, Kuhfladen einsammeln, mit den Ziegen um die Wette stinken, einfach konstant dran bleiben, Tag um Tag, Jahr um Jahr. Ein Bürohengst, der mich öfter am späten Vormittag zur Bibliothek fahren sieht, wo ich zum Ausgleich für die körperliche Arbeit auf dem Hof ein paar Stunden Bücher katalogisiere, meinte einmal abschät-

zig: „Nein, der arbeitet nicht auf der Farm. Ich seh ihn immer nur in der Bücherei.“ Tja, wenn der gute Mann aus dem Bett kriecht, hab ich schon zwei Stunden Mist geschaufelt, und bis er seinen Job antritt, nochmals zwei. Und wenn er abends heimgeht, um die Glotze anzuschalten, setz ich noch zwei obendrauf, um das Nachtfutter für die Tiere zu sammeln. Und Sonntags, während er den ganzen Tag am Strand liegt, geht’s für mich im selben Takt weiter!

Dies zumindest haben die durchreisenden, auf den Farmen untergebrachten frewilligen Helfer dem ortsansässigen Bürohengst voraus: Sie sehen mehr als nur einen winzigen Ausschnitt landwirtschaftlicher Tätigkeit, wie den Salat auf dem Supermarktregal, den Traktor, der den Verkehr auf der Hauptstraße aufhält, oder den Bauer in der Bibliothek. Ich habe mich immer gern mit den Volontären unterhalten, die mit tausend kruden Ideen des Städters im Kopf ankommen. „Warum macht ihr es nicht auf diese oder jene Weise?“ Schon bald beginnt man über vieles zu diskutieren, das scheinbar nichts mit Anbau zu tun hat, aber alles

mit den ihm zugrundeliegenden verschiedenen Lebensweisen und Visionen der Völker. So bin auch ich hierher gekommen – voller Flausen im Kopf, um für ein paar Wochen das einfache Leben auf dem Lande zu schnuppern.

Es braucht allerdings mehr als ein paar Wochen, mehr sogar als ein paar Monate Gartenarbeit, um den der Scholle entfremdeten Verstand wieder mit selbiger in Gleichklang zu bringen. Es genügt insbesondere nicht, über Visionen oder Anbaumethoden zu diskutieren. Das größte Kapital eines Bauernhofes, gleich nach gutem Boden und eigenem Saatgut, ist Erfahrung: jene Sorte Wissen, die nur durch wiederholtes Handanlegen und genaue Beobachtung erworben werden kann. Unsere Devise lautet daher: *Do work, not workshops*.

Zum Beispiel sollte man nicht an der falschen Stelle mit Wasser sparen. Es besteht ein Verhältnis zwischen Wassergabe und Erntemenge. Im biologischen Landbau streben wir die optimale Gießmenge zwischen vertrocknen lassen und ersäufen an. Dann passt's sowohl mit der Ernte als auch mit der Umwelt; das ge-

naue Maß zeigen einem die Pflanzen durch die Schönheit ihrer Blätter an. Wer maximal Wasser sparen will, sollte sich von Waldbeeren und wilden Wurzeln ernähren, statt Salat zu kauen.

Die grüne Szene spart außerdem gern bei der Reinigung des Körpers und des Geschirrs. Es gibt in unserem Dorf ein Aufforstungsprojekt, das in Spitzenzeiten hunderte von Freiwilligen aus dem Westen beherbergt. Dort ist man ganz besonders stolz auf clevere, handgemachte Einrichtungen, bei denen ein Finkennapf voll Wasser genügt, seine Hände oder sein Geschirr zu waschen. Ich habe ähnliche Bestrebungen auch unter unseren eigenen Freiwilligen gesehen und muss sagen, dass ich es zur Bildung eines gewissen Bewusstseins für die Bedeutung des Wassers und für die Erkenntnis, mit wie wenig man auskommen kann, eine tolle Sache finde. Bewusst sollte man sich jedoch auch machen, dass die Menge, die weltweit für persönliche Hygiene und Ernährung verwendet wird, im Bereich unterhalb von 15% des Gesamtverbrauchs

angesiedelt liegt.[Ø] Den Rest schlucken Industrie und industrielle Landwirtschaft. Wer aufopferungsvoll am Waschwasser spart, leidet, ohne damit eine merkliche Verbesserung für die Umwelt zu erzielen. Der Duft nach Neo-Hippie fügt sich lediglich authentischer in ein Gesamtbild, zu dem auch Rastalocke und Fetzenlook gehören.

Ich selbst verwende, je nach Wetterlage, normalerweise zwischen dreißig und vierzig Litern täglich für mich selbst; nicht, weil ich mir etwas verkneife, sondern weil Wasser aufgrund der besonderen Lage in Mullai-Yelle-Farm nicht immer verfügbar ist. Ich fand mich mit einer Situation ab, bei der alle vier erreichbaren Duschplätze für mich unbenutzbar geworden waren, so dass *bucket wash*, die Katzenwäsche mit Seife, Waschlappen und Zuber, die einzig gangbare Alternative geworden ist. Und da ich generell recht einfach lebe, finde ich auch nichts dabei.

Ø Pro-Kopf-Verbrauch 2014 Indien: 25 Liter, Deutschland 122 Liter. Deutsche Kraftwerke und Industrie verbrauchen 72% an der nationalen Gesamtwassernutzung, gefolgt von Landwirtschaft mit 14% und ähnlich hohem Verbrauch im verarbeitenden Gewerbe. Zahlen laut Wikipedia

Mein Zuhause ist ein fünfundzwanzig-Quadratmeter-Stahlgestell ohne Wände, dafür mit japanisch anmutendem Gitterwerk, das meine Kommunarden einmal treffend *Vogelkäfig* getauft haben. Es wohnt sich wunderbar luftig darin, denn im Gegensatz zu einer festen Behausung heizt die Architektur nicht nach, sondern ich profitiere sofort von der kühleren Abend- und Nachtluft. Ich profitiere natürlich auch sofort vom Regen, wenn der Wind etwas auflebt... Als Licht diente mir jahrelang eine Solarlampe, denn Strom gab es keinen. Das hätte die vier freiwilligen Helfer, mit denen ich zeitweilig die Unterkunft teilte, nur dazu verleitet, ständig auf Handys oder Laptops herumzudaddeln und mitten in der Nacht das Licht anzuschalten, wenn sie, der Lagerfeuerromantik müde, in ihr Bett zurückkehrten. Nichts gegen Computer; sie sind sehr praktisch. Ich benutze sie noch immer gern und häufig, doch alles zu seiner Zeit. Telefone dagegen haben's bei mir schon verschissen gehabt, als ich noch im Westen wohnte. Nervtötende Plagegeister tele-terroristischer Misskommunikation! In ihrer mobilen Form sind sie ja inzwischen die Seuche. Es ist fast unmöglich ge-

worden, ein Gespräch zu führen, ohne von allerhand Klingeltönen unterbrochen zu werden. Viele Inder verzichten lieber auf's Abendessen und stecken ihr Geld in Einheiten, als den virtuellen Draht zur Außenwelt abreißen zu lassen. Ich habe für mich entschieden, dass Gespräche Aug' in Auge oder gar nicht stattfinden. Ich habe es gern verbindlich. Zu Zeiten, als die Kommune noch etwas größer war, gab es eine Telefonliste, die für jede Person eine Nummer nannte – außer bei mir. Hinter meinen Namen hatte jemand „*Such im Garten*“ geschrieben. Ich liebe diese Art Humor.

Will sagen – Es bedarf keines sklavischen Entwöhnungsprogramms, um mich täglich bei der Stange zu halten. All das ist für mich kein Opfer, weil es ganz meinem Verständnis der Welt entspricht. Ich verzichte auf nichts, mir fehlt nichts, ich vermisse nichts, ich muss mir nichts verkneifen. Mehr noch: Ich fühle mich besser, wenn weniger von all dem um mich herum ist, was die meisten Menschen als unverzichtbar erachten würden. Wieviel Ballast in Form von Besitz, Zeitdruck,

Erwartungen, Vorschriften und Sicherheitsmaßnahmen wir mit uns herumschleppen, merken wir oft erst, wenn er uns von den Schultern genommen wird.

Um den Bogen wieder zurück zur Farm zu schlagen: Insofern, als unsere Anbaumethoden „von innen“ kommen, weil sie Teil des größeren, sinngebenden Rahmens sind, und insofern, als diese Anbaumethoden seit Jahrtausenden funktionieren, also zu vermuten steht, dass sie sich langfristig anwenden lassen, ohne bleibenden Schaden anzurichten, betreiben wir auf der Mullai-Yelle-Farm tatsächlich Permakultur im Sinne der Definition. Unser Prüfstein, das Land, ist fruchtbarer, grüner, die Mutterbodenschicht dicker als noch vor zwanzig Jahren. Traditionell arbeitende Bauern wissen aus Erfahrung, dass es sinnlos ist, gegen natürliche Abläufe anzukämpfen. Wenn sie es oft trotzdem tun, so aus reiner Geldnot.

Manche meinen, Permakultur habe Landwirtschaft neu erfunden. Aus meiner Sicht ist das Unsinn. Permakultur ist nur ein Wort. Nichts an ihr ist grundlegend neu. Anstatt seine Umwelt kontrollieren und nach seinen

Wünschen manipulieren zu wollen, richtet man sich in den Gegebenheiten ein. Was funktioniert, funktioniert; der Rest geht den Weg alles Vergänglichen: Bio-Romantik ebenso wie industrielle Agrikultur. Du wirst sehen.

Permakultur ist als Gegenbewegung zur industriellen Agrikultur entstanden, welche eine konsequente Weiterentwicklung älterer invasiver Kulturen ist. In einschlägigen Weltverbessererkreisen gilt es als ausgemachte Sache, dass Landwirtschaft die Ursünde unserer Zivilisation gewesen sei. Daniel Quinn, der Autor des Romans „Ismael“, sieht dagegen weder die Landwirtschaft als solche ursächlich für die tiefgreifende Zerstörung weiter Teile der Erdoberfläche, namentlich durch Kahlschlag, Bodenerosion, Veränderungen im Grundwasserspiegel, Gewässerverschmutzung, Bodenversalzung, Artensterben etc. etc. Vielmehr steckt, wie bei der Permakultur, eine bestimmte Weltsicht hinter den Begleiterscheinungen, welche wir die gesamte Geschichte hindurch häufig im Zusammenhang mit Nahrungsmittelerzeugung beobachten: die Vorstel-

lung, dass alles um uns herum *unsere Ressourcen* seien, über die nur wir Menschen verfügen dürften. Kein anderer habe das Recht, sich davon zu bedienen. Tiere und Pflanzen, die sich für die von uns benutzten oder erzeugten Dinge interessieren, werden nicht, wie es in der Natur sonst üblich ist, einfach vertrieben, sondern gnadenlos verfolgt und zur Strecke gebracht. Wir gehen in unserem Feldzug gegen Unkräuter und Ungeziefer sogar so weit, ganze Spezies in Sippenhaft zu nehmen und deren allgemeine Lebensgrundlagen gezielt zu vernichten, um die „Plage“ als solche auszurotten und damit lästige Konkurrenz loszuwerden.

Quinn nennt dies *Totalitäre Landwirtschaft.*

Dank der enormen Überschüsse, die totalitäre Landwirtschaft erzeugte, durchlief unsere Zivilisation eine Bevölkerungsexplosion, die buchstäblich den gesamten Erdball überwältigte, und diese Entwicklung dauert an. Die völlige Überlastung aller Ökosysteme zeugt sowohl von der Vernichtungskraft totalitärer Landwirtschaft als auch der schieren Zahl an Mäulern, die

heutzutage zu stopfen sind. Doch noch immer sind wir nicht nur von der Richtigkeit unserer Lebensweise überzeugt, wir glauben außerdem, die *einzig* richtige Lebensweise erfunden zu haben und wollen daher gar nicht sehen, dass es auch anders geht.

Die Wahl meines gegenwärtigen Wohnortes hat unter anderem genau damit zu tun: in einer Gemeinschaft ähnlich denkender Menschen andere, vergessene Wege zu beschreiten – oder auch etwas ganz Neues auszuprobieren.

Klar, wir sind kein Dorf von Heiligen. Wir alle entstammen dieser geisteskranken zerstörerischen Kultur, in der keine Menge jemals genug sein darf. „Lasst uns noch was draufsatteln. Ein ordentliches Sicherheitspolster muss schon sein. Wer weiß, was morgen ist..." Wir sind jahrzehntelang solchen Denkmustern ausgesetzt gewesen, sind mit ihnen aufgewachsen. Sich davon zu lösen bedarf anfangs bewusster, aufrichtiger Bemühungen. Es ist nicht immer leicht, bedingungslos ehrlich mit sich selbst und seinen Beweggründen zu sein. Aber wir unternehmen zumindest den Versuch.

Oftmals verwechseln wir oberflächliche Begeisterung für einen interessanten Gedanken mit tieferer Erkenntnis. Ist es beispielsweise tatsächlich Tierliebe, wenn mir in Gegenwart meiner Hühnerschar das Herz warm wird, mir hingegen beim Anblick der Ratten, die eine Reihe Küken umgebracht sowie Dutzende Eier leergefressen haben, das Messer in der Tasche aufgeht?

Diese Frage beantwortete sich eines Tages, als ich eine der Ratten mit dem Spaten erschlug und dem sterbenden Tier in die Augen sah. Ich weiß nicht, was es ist, das mir das Töten zuwider macht, aber mir wurde in jenem Moment die Endgültigkeit meiner Handlung bewusst. Ich hatte ein Leben der Idee geopfert, dass diese Ratte sich irgendwie *unmoralisch* verhalten hatte, als sie sich bei uns im Hühnerstall einnistete. Dabei hatte sie lediglich die Gelegenheit genutzt, mit ihrer Familie ein hübsches Eigenheim zu beziehen, wo der Vorratsschrank stets gefüllt blieb. Wer von uns hätte solch ein Angebot abgelehnt?

Während die Augen des Tiers ihren Glanz verloren und seine Muskeln sich entspannten, befiel mich eine

tiefe Beschämung. Ich bereue nicht viel in meinem Leben. Jenen Tag werde ich jedoch nie vergessen, denn er hat mich auf Kosten eines anderen Wesens gelehrt, dass man entweder alle liebt oder keinen. Zuneigung, die vom Wohlverhalten des anderen abhängt, ist krank. Wir müssen etwas Schwund hinnehmen, damit Platz für alle ist. Es kommt nun nur noch ungefähr einmal im Jahr vor, dass wir einen Räuber töten müssen, weil er übergroßen Schaden angerichtet hat und mit Sicherheit zurückkommen wird. Sein Leben ist uns genauso lieb wie das unserer Schützlinge, nur dass wir letzteren gegenüber eine Verantwortung haben, denn ihre Fähigkeit sich selbst in Sicherheit zu bringen ist unseretwegen eingeschränkt. Eine Schlange oder zwei Kälber? Eine Katze oder zwanzig Hühner? In dieser moralischen Zwickmühle gibt es nur falsche Entscheidungen. Wir tun das, von dem wir glauben, dass es den geringsten Schaden anrichtet. Meistens darf ein gestellter Räuber entkommen, in Einzelfällen nicht. Weder hassen wir ihn für das, was er getan hat, noch versuchen wir, seine Art vorbeugend zu dezimieren oder gar auszulöschen. Und es wäre ganz und gar

verkehrt, sich mit dem Verlust seines Lebens zu brüsten.

Alle Lebewesen zu lieben hört sich für dich jetzt vielleicht treudoof an, aber ich versichere dir, dass es nicht ganz so unmöglich und dumm ist, wie es scheint. Man kann weiterhin geteilter Meinung sein. Man darf weiterhin miteinander streiten. Aber man erhebt sein Eigeninteresse nicht mehr über das aller anderen. Dieser Planet ist nicht nur eine Ansammlung von Ressourcen, das Leben nicht nur Überlebenskampf. Jene, die verstanden haben, dass der Bereich des Menschlichen untrennbar mit Wasser, Boden, Luft sowie anderen Lebewesen, menschlichen wie nicht-menschlichen, verbunden ist, hören auf, das *Andere* zu bekämpfen oder sich von ihm isolieren zu wollen. Stattdessen öffnet sich der Geist, um es einzulassen.

Der Fehler, den fast alle Westler – ganz besonders die Deutschen – begehen, ist dieser eisenharte, langanhaltende kalte Kriegszustand gegenüber jedem, den wir einmal zum Idioten oder sogar Gegner abgestempelt haben. Kinder reden ein Leben lang nicht mehr

mit ihren Eltern, Kunden nicht mehr mit ihren Lieferanten, Mitarbeiter nicht mehr miteinander, nur weil sie einmal eine Auseinandersetzung hatten. Nachbarn ziehen sich gegenseitig über Jahrzehnte hinweg immer wieder vor Gericht, nachdem man sich in einer Kleinigkeit nicht einig geworden ist. Hier manifestiert sich, was Mitglieder der westlichen Kultur im tiefsten Inneren als fundamental wahr erachten: dass das Leben ein Kampf aller gegen alle sei. Wie könnte es anders sein, wenn selbst den Genen Egoismus nachgesagt wird? Man ist fest davon überzeugt, dass bei diesem Kampf ums Überleben stets der Stärkere gewinne; dass, wer nachgibt, verliere. Es bleibt uns darum nichts übrig, als stets uns selbst im Recht zu sehen. Wir sehen *nur* noch uns selbst. Kein Wunder atomisieren sich unsere Gemeinwesen bis hinab zur Familienebene immer mehr.

Die Verwestlichung Indiens zerstört gerade im Familienbereich und im Verhältnis zur Natur eine völlig andere Art des Umgangs miteinander: eine Sichtweise, die jedem Lebewesen einen Status als Familienmit-

glied zuweist. Das ist natürlich auch in Indien kein Garant für gute Beziehungen. Der große Unterschied zum Westen besteht darin, dass man *überhaupt* ein Verhältnis zueinander entwickelt, das über „Du gibst mir Ware, ich gebe dir Geld“ hinausgeht. Du magst das belächeln, doch in der traditionellen Denke Asiens gibt es neben Feuer, Wasser, Erde und Luft ein fünftes Element, den leeren Raum bzw. das Nichts. Die Welt besteht in der Hauptsache nicht aus materiellen Dingen, sondern aus dem Raum zwischen ihnen. Dieser Raum ist jedoch nicht im eigentlichen Sinne leer, sondern mit Beziehungen gefüllt. Während sich die Mitglieder der europäisch-amerikanischen Kultur relativ abstrakt über ihre Besitztümer und ihre geistige Verortung definieren, etwa „christlich-liberaler Mittelstand“ oder „Rocker“, ist es die Summe aller unmittelbaren Beziehungen, die eine Person mit nicht-industrialisiertem Hintergrund ausmacht, das heißt die Einbettung in eine kleine, konkrete, genau definierte Gruppe von Personen, deren Namen man kennt. Man lacht und weint zusammen, man freut sich und leidet miteinander, man ist sich einig oder streitet bis Blut fließt; die

Sorte Beziehung, bei der man sich vielleicht schlägt, aber auch bald wieder verträgt.

Die schlimmste Tragödie besteht darin, niemanden zu haben, mit dem man seine Gedanken und Gefühle teilen kann. Daher geschieht es eher selten, dass Beziehungen vollständig abgebrochen werden, nachdem etwas Unangenehmes vorgefallen ist. Im ländlichen Indien ist es sogar eher so, dass eine unerfreuliche Geschichte durch unermüdliches Palaver und unter Hinzuziehung der ganzen Familie, ja oft des ganzen Dorfes geklärt wird. Diebstahl, Prügel, Betrug oder Beleidigung – nicht schön, aber auch kein Grund, die Polizei zu rufen oder einander ewig sauer zu sein. Denn letztlich sind wir, so der Gedanke, auf einander angewiesen und können und sollen einander weder tätlich noch gedanklich aus der Welt schaffen. Praktisch alle Kulturen, mit Ausnahme der Westlichen, kannten und kennen Wege, wie Konflikte auszutragen sind, ohne eindeutige Verlierer zu erzeugen. Verlierer, das zeigt das Beispiel Deutschland nach dem ersten Weltkrieg, können Keimzellen für gefährliche Entwicklungen sein.

Wichtiger als die konkreten Institutionen, die Gerechtigkeit schaffen sollen, ist allerdings der Glaube, dass Konsens möglich ist. Erst dieser Glaube verleiht allen Beteiligten die Kraft, sich auf die langen aber notwendigen Diskussionen einzulassen.

Extrem große Gemeinschaften haben da ein Problem. Klugerweise wirst du einwenden wollen, dass Konsens schon auf kommunaler Ebene, mit den paar tausend Einwohnern eines Dorfes, nicht zu erreichen ist, noch viel weniger auf regionaler oder gar nationaler Ebene. Ganz recht. Die angemessene Gruppengröße einer menschlichen Gemeinschaft ist die Familie, die Sippe und der Stamm. Ein paar Dutzend Leute. Bei mehr als einhundertfünfzig Personen versagt unsere natürliche Fähigkeit zur Kommunikation. Lass uns nun das scheinbar Unmögliche denken: Was, wenn wir das menschliche Maß wieder herstellten?

In jedem Gemeinwesen gibt es Dinge, die von allen Einwohnern entschieden werden sollten. In unserem Dorf, das eine Art erleuchtete Anarchie anstrebt – das Schlüsselwort ist hier “anstrebt”, denn die Zahl der Er-

leuchteten, genauso wie die der wahren Anarchisten, ist denkbar gering – bildet die Vollversammlung der Einwohner die höchste Instanz. Nun kann man leider nicht jeden Tag mit hunderten von Leuten zusammenkommen, um mit Eselsgeduld alle anstehenden Themen von Zuwanderungsanträgen über Arbeitseinteilung bis zu Bauvorhaben konsensreif auszudiskutieren. Zu diesem Zweck wurden Arbeitsgruppen eingerichtet, die sich mit den unerquicklichen Einzelheiten alltäglicher Kleinstentscheidungen befassen. Leider hat mangelndes Vertrauen in das Wohlwollen unserer Mitmenschen dazu geführt, dass eine unheilige Allianz aus Moralaposteln, Kontrollfreaks und Beutelschneidern diese Arbeitsgruppen immer mehr zu regierungsartigen Einrichtungen umfunktionieren kann.

Ich dachte einmal, ich hätte alles gesehen, was der örtliche Verwaltungsapparat so hergibt, alle diese Gruppen, die ihre pompösen Namen hinter lustigen Abkürzungen wie STOP und NEIN und CASH verbergen. Ich kann von Glück sagen, dass STOP mich nicht gestoppt hat und dass NEIN mir nicht verweigert hat,

was ich benötigte (obwohl es CASH durchaus gelungen ist, mich von meinen letzten Ersparnissen zu trennen), aber mir sind genug andere Fälle zu Ohren gekommen, die zeigen, dass ich eher zufällig durch die Zähne des Mahlwerks geschlüpft bin. In mehreren Sitzungen mit TOP und CHEF, zwei Institutionen, bei deren Erwähnung die Mehrzahl der Einwohner die Augen verdreht, wurde dies nochmals deutlich. Wir alle haben bereits unsere Erfahrungen mit ihnen gemacht und wir alle können nur noch den Kopf schütteln, wie diese Leute ihre – nein, unsere! – Geschäfte betreiben.

Man wundert sich ohnehin, wie eine scheinbar nette, intelligente Person, sobald sie einer dieser Gruppen beitritt, umgehend zu einer hochnäsigen, kurzsichtigen Zicke wird, gerade als ob sie ihr Gehirn an der Garderobe abgeben müsste, was sie rationalen Denkens, vernünftigen Handelns und jeglichen Mitgefühls für die Bedürfnisse anderer unfähig machte.

Es lässt sich z.B. beobachten, dass grundsätzlich der Erste, der eine Beschwerde in einem Nachbarschafts-

streit einreicht, als “das Opfer” betrachtet wird, während die opponierende Partei automatisch “der Täter” sein muss und auf der Anklagebank landet – was natürlich strenge Rügen, öffentliche Geißelung bis hin zu Rufmordkampagnen, endlose Gängelei und teilweise sogar Rauswürfe zur Folge hat. Die Entscheidungsgrundlage der Gruppen ist die Meinung ihrer Mitglieder, und diese entstammt von A bis Z dem Hörensagen. Sollten sich vereinzelte Fakten in den diffusen Meinungsbrei verirren, suchen diese umgehend wieder das Weite, denn sich mit einer Materie auszukennen, heißt, darin verwickelt zu sein. Diesen Eindruck möchte man vermeiden.

Für den Fall, dass ein “Täter” sich nicht dem Diktat der Gruppen unterordnen will, gibt es eine weitere Institution namens Q-MIST, bei der solch fortschrittliche Methoden wie Neuro-Linguistische Programmierung, Mediation und Gewaltfreie Kommunikation zur Anwendung kommen, mit Hilfe derer ein für alle Mal festgestellt wird, dass der “Täter” auch wirklich der Täter ist.

Und so weiter. Wie gesagt, ich dachte, ich wüsste be-

scheid. Zumindest genug, um eine Vorstellung davon zu haben, wie alle anderen Gruppen funktionieren.

Ich lag falsch.

Vor kurzem befand ich mich auf dem Treffen einer Gruppe, die man ohne zu übertreiben als die Krone aller Pseudo-Regierungseinrichtungen bezeichnen darf. Wenn du je die Wandelgänge der Macht durchschritten, wenn du je einmal unter Mitgliedern der Politik oder Hochfinanz geweilt hast – so, darfst du dir vorstellen, ist es, wenn man FIK, dem Finanz- und Immobilien-Komitee begegnet. Unbewegt zeigen sich die steinernen Gesichter seiner Mitglieder, unbeweglich sind deren Vorstellungen darüber, wie der Hase zu laufen hat. Das Zucken eines einzelnen Fingers war das Äußerste, was während der Sitzung an Einblick in ihre wahren Gedanken gewährt wurde, während meine Kollegin, eine einfache Bäuerin, erklärte, wie verbunden sie sich dem Land fühle und wie besorgt sie über das Anliegen sei, es an einen Bergbaubetrieb veräußern zu müssen. Wenn man überhaupt irgendwelche Rückschlüsse auf das Innenleben der eisern

schweigenden Entscheidungsträger ziehen konnte, so höchstens, dass man nicht an aufrichtige Leidenschaften glaubte und dass man nicht mit *Gefühlen* oder *Idealen* belästigt werden wollte, während so viel *Geld* auf dem Spiel stand. War der Frau denn nicht klar, wieviel Essen man sich damit *kaufen* konnte, statt sich die Hände schmutzig zu machen?

Nun, die Arbeitsgruppe Kapital gab sich keinerlei Illusionen bezüglich ihrer Fähigkeit hin, die arme Bäuerin von ihrem fehlgeleiteten Idealismus befreien zu können. Besten Dank für diesen fruchtbaren Austausch; wir versichern Ihnen, dass Ihre Bedenken grundlos sind. Wir werden Sie informieren, sollte sich an der Situation etwas ändern.

Damit waren wir entlassen.

Sobald sich die Tür hinter uns schloss, setzte ein hörbares Aufatmen ein. Das Gefühl, gleich ersticken zu müssen, verschwand und frische Luft strömte wieder in unsere Lungen. Wohlgemerkt: Die FIK-Leute sind keine Politbonzen aus Moskau, Washington oder Berlin; sie sind unsere Nachbarn, Menschen, denen wir

täglich auf der Straße unseres Spiri-Dorfes begegnen. Ihr Fehler ist nur, dass sie vergessen haben, wozu wir hier an diesen Ort gekommen sind.

Es gibt zwei Dinge, die in einem einfachen (früher sagte man *gottgefälligen*) Leben keinen Platz haben: Geld und Macht.

Drei Monate später fand eine weitere Zusammenkunft mit FIK statt. Diesmal stellte sich der Leiter der örtlichen Bauerngruppe den Fragen der Kapitalhüter. Wissen wollten die hauptsächlich, weshalb man sich gegen den Verkauf des oben erwähnten Hofes an den Bergbaubetrieb wehre, doch dann entspann sich eine Diskussion über die örtliche Landwirtschaft allgemein. Weshalb das Land denn nicht intensiver genutzt werde? Das hänge zum einen damit zusammen, dass im biologischen Landbau auf Qualität statt auf Quantität gewirtschaftet werde, erläuterte der Oberbauer, zum anderen damit, dass der örtliche Markt bereits gesättigt sei, weil ein Gutteil der Bevölkerung Fertigprodukte von Nestle und Pepsico den heimischen Nahrungsmitteln vorziehe. Überdies bevorzugten örtliche Restau-

rants und Geschäfte billigeres Gemüse von außerhalb. Das entspreche zwar weniger unserem Anspruch als Spiri-Dorf bezüglich wachsenden Bewusstseins, maximiere aber den Gewinn. – Warum man dann das Gemüse nicht einfach außerhalb als Premiumware verkaufe? Nun, abgesehen von den rechtlichen Problemen, die wir als nichtkommerzielle, steuerbefreite Gemeinschaft mit dem indischen Staat bekämen, würden sich die Leute in der Stadt bestimmt über erstklassige, biozertifizierte Nahrung freuen, aber bei uns selbst stünde fortan nur noch chemieverpesteter Industriefraß auf dem Tisch. – Nein, das wolle man natürlich auf keinen Fall, meinten die Finanzbüttel und fragten, ob eine kräftige Geldspritze den Verlust des Hofes schmackhaft machen könnte.

Naja, warum nicht; wenn Geld einem den Verlust des Gehirns versüßen kann, dann sicher auch dies.

Ein grusliges Ereignis ganz anderer Art begab sich eines Morgens vor ein paar Jahren im Hühnerhaus. Ich ging wie jeden Tag ins Gehege, um die Tür zu den Schlaf- und Legeplätzen zu öffnen und das Federvieh

herauszulassen. Hennen, Hähne und Küken, statt wie normalerweise laut gackernd durch die Öffnung nach draußen zu strömen, saßen mucksmäuschenstill in den äußersten Ecken des Stalls. Das Zentrum der merkwürdigen Szenerie nahm eine schlanke Gestalt ein, die bei meinem Eintreffen fauchend das Haupt erhob: *naja naja*, die indische Kobra, welche im Deutschen wegen ihres Nackenmusters schnöde als Brillenschlange bezeichnet wird. Die Tamilen nennen sie, nicht weniger verharmlosend, *nalla pambu,* Schöne Schlange.

„Schöne Sch...“, dachte auch ich mir, denn ich stand ihr in weniger als zwei Metern Abstand direkt gegenüber. Nur gut, dass Kobras nicht gleich angreifen, sondern sich erst einmal drohend vor einem aufbauen. Der Anblick lässt einem das Blut in den Adern gefrieren. Ein totes Huhn in einer der Brutnischen bereicherte das Bühnenbild um die Wiederholung der ohnehin bereits unmissverständlich übermittelten Botschaft, dass ich hier so erwünscht war wie ein Mistkäfer im Marmorkuchen. Die Klinke noch in der Hand warf ich

die Tür wieder zu. – *Sorry für die Störung...*

Was eine Kobra im Hühnerhaus so unerfreulich macht, ist weniger ihr Konsum an Küken und Eiern, obwohl der schon substanziell sein kann. Einmal fand ich eine Schlange, die sich dreizehn Eier eines Geleges einverleibt hatte; händeringend musste ich sie ziehen lassen. Das Problem besteht darin, dass eine oder zwei Hennen im Nest sitzen, die ihre Brut auf Teufel komm raus verteidigen, sich einen Biss einfangen und kurz darauf ihre Eier im Himmel legen. Schon einmal das Geräusch gehört, wenn eine Kobra ein Huhn beißt? Es klingt, als ob man einen leeren Schuh oder einen alten, morschen Stamm mit einem Stock schlägt. Der Schrei des Opfers gleicht keiner anderen Lautäußerung, die Hühner sonst von sich geben. Er ist lang, rau, wehklagend. Die Gebissene rennt ein paar Meter, bleibt desorientiert stehen, setzt sich... und stirbt fünfzehn bis zwanzig Minuten später an Atemlähmung, den Kopf eingerollt, die Beine ausgestreckt.

Hühner können ziemlich alt werden. Wenn ihnen Käfighaltung, Plansoll und KFC erspart bleiben, liegt ihre

Lebenserwartung im selben Bereich wie die eines Hundes. Sie produzieren im Laufe ihres Daseins hunderte von Eiern.

Hühnerfrüchte aus dem Supermarkt, egal ob aus Käfig-, Boden- oder Freilandhaltung, entstammen stets Massenzuchten mit zehntausenden von Vögeln auf engem Raum. Nur über die Masse lässt sich Gewinn machen und der Bedarf der großen Umschlagplätze decken. Eine freilebende Hühnerschar besteht aus einer überschaubaren Menge an Tieren, normalerweise bis zu einem Dutzend. Größere Zahlen, vor allem, wenn sich die Tiere nicht über größere Flächen verteilen können, führen zu Stress, der sich in Krankheiten und Aggressivität bemerkbar macht. Für die Massenzucht werden die Tiere daher kurz nach dem Schlüpfen mit Medikamenten vollgepumpt und ihnen werden häufig Schnäbel, Krallen und Flugfedern beschnitten. Nach einem halben Jahr Wachstumsphase und einem weiteren Jahr, während dessen sie an neun von zehn Tagen ein Ei legen müssen, sind sie mit der Kraft am Ende, werden geschlachtet und zu Hundefutter verar-

beitet.

Ich denke, es versteht sich von selbst, dass unsere Vorstellung von Hühnerhaltung hier etwas anders aussieht. Erfahrungen wie die mit den Ratten und Schlangen haben uns gezeigt, dass der Versuch, die Vögel in einem Freigehege vor ihren Fressfeinden zu beschützen, zu genau dem geführt hat, was hätte vermieden werden sollen: dass sie ihnen zum Opfer fallen. Unser knappes Dutzend Hühner läuft und fliegt (!) nun völlig frei in der Farm herum. Keine der oben beschriebenen Maßnahmen gegen Aggressivität ist notwendig. In einem Fall haben wir sogar beobachten können, dass einer der Hähne sich um ein verwaistes Küken kümmerte. Futterzusätze erübrigen sich ebenso wie Impfungen: Küken, die unter der Fittiche ihrer Bruthenne aufwachsen, werden seltener krank, als die Heerscharen fluffiger Vollwaisen, die uns im Fernsehen als Küken vorgeführt werden. Der Verkauf? Wir verkaufen nichts mehr. Seit sich das Personal der Marktkooperative darüber beschwert hat, für weniger als zehn Eier täglich eine Rechnung ausstellen zu müssen, freuen

wir uns häufiger über Omeletts und Spiegeleier.

Der Besuch der Kobra endete übrigens folgendermaßen: Ein gerade zu Besuch anwesender junger Mann mit zu dicken Eiern in der Hose schnappte sich einen Sack und einen Stock und begab sich daran, die Schlange einzufangen. Dabei machte er den Fehler, sie zwischen sich und den Ausgang geraten zu lassen, während er selbst sich von ihr in eine Ecke gedrängt sah. Den erschrockenen Beobachtern fiel es nun zu, die Kobra zur Tür herauszulocken, doch das wollte nicht gelingen. Das ungleiche Paar tanzte noch einmal um einander herum und plötzlich eröffnete sich dem Burschen eine Gelegenheit, seine Beute einzusacken. Das empörte Tier wurde ein paar hundert Meter entfernt wieder freigelassen.

Anders als im Fall der Kobra reagieren Hühner auf das Eindringen in ihre Privatsphäre mit aufgeregtem Gackern oder sogar panischer Flucht, selbst wenn es sich dabei um den ihnen bekannten Körnerspender handelt. Eine brütende Henne wird knurren und auf eine eventuell sich nähernde Hand einpicken. Alle an-

deren Vögel aber beginnen flatternd davonzulaufen. Wer versucht, abends noch Eier einzusammeln, nachdem alles Federvieh schon zu Bett gegangen ist, kann sein blaues Wunder erleben. Nachdem mir einmal ein Huhn mitten ins Gesicht geflogen ist, als ich gerade zur Tür hereinkam, bewege ich mich etwas vorsichtiger in diesem Bereich. Ein anderes Mal begegnete ich unerwartet einem Hahn, der mir dann in vollem Lauf gegen den Knöchel rannte. Man sollte nicht meinen, das wäre eine Lappalie. Zwei Kilogramm Fleisch und Knochen entwickeln eine ungeheure Wucht, wenn sie mit dreißig Stundenkilometern auf ein Hindernis schlagen. Singvögel brechen sich regelmäßig das Genick, wenn sie gegen Fenster fliegen. Und in der Luftfahrt gelten Begegnungen mit Vogelschwärmen als Sicherheitsrisiko. Gerät Federvieh in eine Flugzeugturbine, kann das die Schaufeln schwer schädigen, besonders, wenn man auf größere Exemplare wie Adler oder Gänse trifft. Ich meine einmal gelesen zu haben, dass bei einem Test, bei dem man ein gefrorenes Huhn hineinwarf, ein Triebwerk völlig unbrauchbar geworden war. Weil ich mich zum Glück langsamer bewegte als ein

Flugzeugrotor blieb mein Knöchel heil, tat jedoch trotzdem ein paar Tage lang höllisch weh. Hühnerhaltung ist eine gefährliche Sache.

Nun, wo wir gerade beim Thema sind, fällt mir auch wieder eine meiner ältesten Kindheitserinnerungen ein. Mitte der Siebziger, teilweise auch noch Anfang der Achtziger, sah man überall in Deutschland freilaufende Hühner auf Dorfstraßen. Wir wohnten damals eine Zeit lang in einer kleinen Stadt am mittleren Neckar, direkt gegenüber dem mittelalterlichen Rathaus. Das Haus bildete zusammen mit anderen Häusern einen geschlossenen Hinterhof, in dem ein Nachbar seine Hühner hielt. Ich sah sie jeden Tag vom Fenster meines Zimmers aus. Weil Kinder Tiere lieben, und weil Kinder auch neugierig sind, fand ich einen Weg, mich zu ihnen zu gesellen, ich weiß nicht mehr, wie. Die Freude war jedoch von kurzer Dauer, dann musste einer der Nachbarn mich vor dem Zorn des Hahns erretten, welcher mich angesprungen hatte. Seltsamerweise blieben davon keine seelischen Narben zurück, wie man sie häufig nach Zwischenfällen

mit Hunden feststellt. Hühner sind mir nicht suspekt. Ganz im Gegenteil. Es ist mir möglich, sie zu mögen und mich in sie einzufühlen, wie es auch ihnen anzumerken ist, dass sie mich kennen und studieren – und ja, manchmal auch gern haben.

Je länger ich dem üblichen Treiben im Rest der Welt fern bleibe, desto befremdlicher kommen mir auch deren Ansichten vor. Vieles, was als allgemein akzeptiert gilt, erscheint mir inzwischen regelrecht skurril. Ein Beispiel dafür ist die Auffassung, dass nur das wirklich existiert, was wissenschaftlich nachgewiesen werden kann. Es handelt sich dabei schlicht und ergreifend um einen modernen Aberglauben, der leider häufig verhindert, dass Leute sich mit einigen der wichtigsten und interessantesten Themen menschlicher Existenz beschäftigen. Da landen dann plötzlich Bücher über Spiritualität in der Parapsychologie-Sparte einer Bücherei, nur weil das Personal alles, was von der Wissenschaft verneint wird, in eine Schmuddelecke verbannt. Oder vielleicht sind dir schon mal die vielen Wikipedia-Artikel zu metaphysischen Themen aufgefallen, die mit

Fragezeichen, Zitatanforderungen, Löschdrohungen, gestelzter Ausdrucksweise u.ä.m. zugepflastert wurden, weil das geschilderte Wissen den Anforderungen einer wissenschaftlichen Enzyklopädie nicht standhält.

Es gibt Neuigkeiten: Man mag dank Wissenschaft verdammt viel über die Welt herausgefunden haben, aber das heißt noch lange nicht, dass Wahrheit und Wirklichkeit nur in ihr oder durch sie zu finden wären.

Neben diesem Materialismus, der sich gegenüber Gefühlen, Beziehungen, Religion, Spiritualität, Intuition etc. blind stellt, hegt die zivilisierte Gesellschaft eine weitere Obsession: die Vorstellung, dass Menschen eine Sonderstellung in der Welt einnähmen. Unser Innenleben, unser Geist, unsere Wahrnehmung, unser Wert, unsere Rechte seien grundsätzlich verschieden von denen der Tiere, Pflanzen, Landschaften und Ökosysteme. Trotz eines breiten Spektrums gegenteiliger Erkenntnisse, trotz Greenpeace und Bio-Boom besteht die Verdinglichung und Ausgrenzung des nicht-menschlichen Bereichs weiter fort. Das drückt sich natürlich auch in der Sprache aus. Zu fressen wie

ein Schwein, zu stinken wie ein Iltis, zu blöken wie ein Schaf, ein sturer Esel, eine blöde Kuh, ein wilder Eber genannt zu werden – niemand möchte derlei hören. Säuberlich trennen wir die Domäne des Menschlichen vom Rest der Schöpfung: Weibliche Tiere werden trächtig, Frauen schwanger. Tierkinder werden geworfen, Menschenkinder geboren. Tiere haben ein Maul, Menschen einen Mund; Tiere fressen, Menschen essen. Tiere haben ein Fell, Menschen Haare. Tiere gehen ein, Menschen verscheiden. Tiere enden als Kadaver, Menschen als Leichen. Und so weiter.

Das alles, um auszudrücken, dass Tiere – ganz zu schweigen von Pflanzen – anders sind als wir. Wie oben schon erwähnt, habe ich mit einer ganzen Reihe von Tierarten andersartige Erfahrungen gemacht. Bezüglich Pflanzen haben Forscher von Gustav Fechner über Jagadish Chandra Bose bis hin zu Suzanne Simard aufschlussreiche Abläufe entdeckt. Wir mögen besser in Mathematik oder Kunst sein, aber das berechtigt uns noch lange nicht, allen anderen die Fähigkeit zu denken und zu empfinden abzusprechen. Weit

davon entfernt, reine Fressmaschinen zu sein, findet man bei Tieren, je nach Spezies in unterschiedlichem Ausmaß Schläue, Spontaneität, den bereits oben erwähnten Humor und die ganze Batterie an Gefühlen, die auch wir Menschen für uns in Anspruch nehmen. Getraut man sich, in näheren Kontakt mit ihnen zu kommen, erfährt man alle Anzeichen des Geliebt- oder auch Abgelehntwerdens, wobei letzteres eher selten vorkommt, wenn man Tiere gut behandelt. Manche der Kälber und auch deren Mütter, ebenso wie die Ziegen, suchen unsere Nähe, schauen uns in die Augen, lassen sich kraulen oder lecken einem die Hand. Zu behaupten, sie wären nur hinter dem Salz unseres Schweißes her oder wollten Nahrung erbetteln, ist, als würde man behaupten, Kinder liebten ihre Eltern nur des Essens wegen. Ernährung und Liebe schließen einander doch nicht aus! Dass ich mich kümmere, dass es mir nicht egal ist, wie es dem anderen geht, dass ich jemand helfe, seine Bedürfnisse zu befriedigen – gerade das liegt ja im Kern jeder Beziehung, erlaubt es dem anderen, sich in meiner Nähe wohlzufühlen, veranlasst ihn, mir seinen Dank auszudrücken.

Wir reden hier von gegenseitiger Unterstützung, Anteilnahme und auch Kommunikation. Gerade ein kleiner Bauernhof wie unserer kann demonstrieren, wie das Verhältnis unter seinen Bewohnern ein echtes Geben und Nehmen ist, ganz anders als die gewaltsamen Enteignungen, die in den Fabrikhallen industrieller Landwirtschaftsbetriebe stattfinden, bis hin zu den gefühllosen Massentötungen der Schlachtereien.

Selbstverständlich akzeptiere ich den Tod als Teil eines größeren Kreislaufes. Alles was lebt wird eines Tages Nahrung für andere Lebewesen sein. Ich sehe auch kein Problem darin, dass Menschen symbiotische Beziehungen mit anderen Arten eingehen. Sie jedoch einzusperren, in Form zu pressen, auszulutschen und dann ihr Leben einfach wegzuwerfen, auf der ganzen Strecke kein einziges freundliches Wort, nicht einmal der normale Austausch mit anderen ihrer Art möglich, das ist für mich intolerabel.

Wie oben angedeutet kann eine veränderte Grundhaltung die Rolle nicht nur von Tieren und Pflanzen neu bewerten, sondern auch Bergen, Flüssen, der Atmo-

sphäre oder den Meeren Wesenheit zugestehen. Unbestritten leisten alle diese Entitäten ihren Beitrag zum Erhalt des Gesamtsystems Erde, also auch menschlicher Existenz. Allein schon deshalb gebietet sich ein vorsichtigerer Umgang mit dem, was wir in unserer eingebildeten Getrenntheit als „Umwelt“ bezeichnen. Es gibt darüber hinaus eine tiefergehende Motivation: die, dass diese Dinge heilig sind; nicht etwa, weil das in irgendeinem Buch stünde oder die Englein singen, sondern weil ich begriffen habe, wie sehr ich ihnen verbunden bin – in der Tat so sehr, dass von gemeinsamer Identität geredet werden darf. Aber hier dringe ich mit meinen Auslassungen in Bereiche vor, die nur durch eigene Erfahrung verstanden werden können. Belassen wir es also bei der Bemerkung, dass wir durch Akzeptanz des gegebenen Rahmens auf Dauer besser fahren werden, als wenn wir weiter mit der technologischen Brechstange versuchen, die Welt unseren Vorstellungen anzupassen. Ein Beispiel hierfür ist der Bau von Unterkünften.

Bauen in den Tropen ist eine echte Herausforderung.

Sintflutartige Regenfälle, welche die Luftfeuchtigkeit auf knapp unter 100% anheben, gefolgt von monatelanger, staubgepeitschter Trockenheit unter brennender Sonne mit über 40°C Temperatur im Schatten, Zyklone, Termiten, Ameisen, Ziegen, Affen, dreiste Gelegenheitsdiebe, Moskitos, Schimmel. Für den unerfahrenen *vellakara*[Ø] gibt es viel zu tun, will er sich alle Plagen vom Hals halten, die er von zuhause nicht kennt. Der aus einem zwanghaften Bedürfnis nach Sicherheit entstandene Baustil ist aufwändig, teuer und geprägt von allerhand ausgeklügelten Kontrollsystemen, die permanenter Wartung bedürfen.

Das eingeborene Landvolk dagegen lindert die lästigsten Naturkapriolen mit einfachen Mitteln und fügt sich ansonsten in die Gegebenheiten. Gebaut wird nicht für die Ewigkeit, sondern für den momentanen Bedarf. Billig soll's sein und zweckmäßig. Niemand mag sich mit stundenlangen Putzorgien in unnötig großen, unmöglich verwinkelten Räumen belasten. Ein australischer Architekt, der die frühen Jahre unseres Dorfes noch

Ø *Vellakara:* Tamil für “weiß”

erlebt hat, hat eine Unterkunft aus überall leicht beschaffbaren Materialien entwickelt, die auch bei Armenbehausungen zum Einsatz kommen: Balken, Stangen und Latten aus Kasuarinenholz, Seile aus Kokosnussfasern, Dachabdeckungen aus Kokospalmblättern und Granitpfeiler. Daraus lassen sich innerhalb einer Woche sogenannte Kapseln errichten, herrlich luftige, von allerhand wilden Tieren mitbewohnte Einraumleichtbauten auf Stelzen. Das Dach muss alle zwei Jahre einmal ausgewechselt werden, die Hölzer je nach Pflege und Witterung etwa alle zehn Jahre, die Pfeiler können im Prinzip ewig halten. Weil alles kompostierbar und leicht wieder entfernbar ist, gelten Kapseln als “grüne” Gebäude. Und weil Kokospalmprodukte praktisch überall zum Einsatz kommen, von der Ernährung über Besen, Kosmetik und Sichtblenden bis zu Bau- und Brennholz finden wir immer mehr ausgedehnte Kokosplantagen, die umfangreicher Bewässerung bedürfen. Die stets steigende Nachfrage sorgt inzwischen dafür, dass Palmblätter früher als traditionell geerntet werden, was zur Folge hat, dass sie schneller zerfallen, das heißt, das Dach der Kapsel

muss früher erneuert werden. Betrachtet man die Gesamtbilanz – Auslaugung der Böden durch Kasuarinen- und Palm-Monokulturen, Wasserverbrauch, CO_2-Entstehung durch zerfallendes Pflanzenmaterial, von Steinbrüchen zerstörte Landschaften etc. – so muss festgestellt werden, dass auch sogenannte grüne Techniken an Nachhaltigkeit zu wünschen übrig lassen. Das Problem liegt hauptsächlich in der schieren, immer schneller wachsenden Zahl der Menschen, die eine Behausung brauchen. Im Fall der Kapseln reden wir wohlgemerkt von der reinen Deckung des Grundbedarfs. Das Problem verschärft sich noch in den Ballungszentren der Welt und besonders in den westlichen Nationen, wo darüber hinausgehende Wünsche und Gelüste befriedigt werden wollen. Es bräuchte vier bis fünf Erden, damit alle Menschen so leben könnten wie Europäer oder Amerikaner. Solange unter dem Strich immer nur über Geld geredet wird und solange jeder sich selbst der Nächste ist und solange wir die Welt lediglich als eine Ansammlung von Ressourcen betrachten – *unsere* Ressourcen – kann es keinen effektiven Naturschutz geben. Es kann unter diesen Um-

ständen nur darauf hinauslaufen, dass wir den Planeten bis auf den letzten Grashalm plündern werden.

Intelligenz allein bedeutet nichts. Sachkenntnis bedeutet noch viel weniger. Alles notwendige Wissen ist seit Jahrhunderten bekannt, hat aber zu rein gar keiner Verhaltensänderung geführt. Wir verpulvern mehr Energie, mehr Material denn je; heute halt in Form “grüner” Technologien. Es gibt jedoch auch gute Nachrichten. Die erste lautet: Wie man anhand anderer Kulturen sehen kann, ist dieses Verhalten antrainiert und kann auch wieder verlernt werden. Die zweite lautet: Wir werden das auf jeden Fall tun, denn dieser Unsinn von der Sonderstellung des Menschen und vom unbegrenzten Wachstum wird uns noch zu unserer Lebenszeit von einer Biosphäre um die Ohren gehauen werden, die schlicht nicht mehr das hergeben wird, was wir für unsere Lustbefriedigung benötigen. Und falls wir das überleben, gibt es sogar noch eine dritte gute Nachricht: Wir werden lernen, wieder artgerecht wie Menschen zu leben. Entgegen den Polit-Phrasendreschern aus dem TV gibt es Alternativen zu Demokratie

und Marktwirtschaft, bewährte, erprobte Lebensweisen, die zwar nicht frei von Leid sind, aber keineswegs so „einsam, armselig, scheußlich, tierisch und kurz“, wie stets behauptet wird. Was mich angeht, ich fühle mich von Zeitdruck entschleunigt, vom Konsumterror befreit und vom Zwang zum Geldverdienen entlastet wesentlich besser als je zuvor. Seit die Trennung zwischen Privatem und Geschäftlichem, Wohnung und Arbeitsstätte, Mensch und Natur, Mein und Dein abgeschafft bzw. entschärft ist, seit ich mir meinen Tag intuitiv einteilen kann, komme ich mir endlich wieder wie ein Mensch vor statt wie ein Getriebener. Wenn ich von jedem ein paar Euro bekäme, der mich um mein einfaches Leben beneidet, aber gleichzeitig beteuert, er könne nie unter solch primitiven Umständen existieren wie ich, dann wäre damit sogar ordentlich Geld verdient.

Was ich mit der Kohle anstellen sollte, ist mir allerdings nicht ganz klar. Als Fahrradfahrer, Nichtraucher und Antialkoholiker habe ich wenig Gelegenheit, im Alltag Geld aus dem Fenster zu werfen: Ich lebe von

weniger als zwei Euro pro Tag. Lesestoff besorge ich mir aus der Bücherei, Kino ist umstonst, Kleidung gibt's kostenlos aus dem örtlichen Freestore. In meiner Hütte sieht's phantastisch leer aus. Es ergäbe auch herzlich wenig Sinn, den Vogelkäfig mit Dingen anzufüllen, die beim nächsten Sturm durchgeweicht würden. Nicht, dass du jetzt denkst, ich werde bei jedem kleinen Regenguss pitschnass; ich habe natürlich Vorhänge angebracht, so dass ich im Fall horizontalen Regenfalls wie in einer Duschkabine hocke... nur dass das Wasser draußen bleibt. Feuchte Luft dagegen wechselt frei die Seiten. Es empfiehlt sich daher sowieso, die Wohnung leer zu halten, um Schimmel keine Nahrung anzubieten. Im Falle eines Zyklons wie dem im Dezember 2011 muss man jedoch die Vorhänge abnehmen. Man sollte dann alles in Behälter verpacken und in festen Gebäuden verstauen. Als *Thane* angerollt kam, war der Vogelkäfig gerade mal zwei Monate in Benutzung gewesen. Unsere Arbeiter machten auf den Sturm aufmerksam, doch wir nahmen die Warnungen nicht ernst, denn in Tamil Nadu nennen sie auch Gewittertiefs Zyklone. Bis uns sein

wahres Ausmaß bewusst geworden war, war es zu spät, noch groß Sicherungsvorkehrungen zu treffen.

Es war spät Abends und bereits dunkel. Mit etwas mulmigem Gefühl im Bauch legte ich mich schlafen. Irgendwann in der Nacht setzte starker Regen ein, der horizontal durch die Hütte flog. Ich klemmte mir das Zudecklaken unter Kopf und Körper, damit der Wind es mir nicht wegriss. Langsam begann es von oben nasser zu werden. Es gebot sich allerdings, die Hütte nicht zu verlassen, denn der Vogelkäfig steht in einem Hain aus Regenbäumen, schnell wachsenden Baumriesen, deren poröses Holz dem Wind nicht viel entgegenzusetzen hat. Schon unter Schönwetterbedingungen regnet dort das ganze Jahr über Biomasse vom Himmel: Blätter, kleine Zweige, Saaten, manchmal ganze Äste. Bei Sturm will man dort nicht wirklich draußen rumlaufen. Also Zähne zusammenbeißen und ausharren! Draußen heulte der Wind immer lauter, wurde die Geräuschkulisse immer wilder. Auf der Höhe seiner Potenz brüllte *Thane* mit über 150km/h durch die Farm. Nun begann die völlig durchgeweichte

Matratze zu flattern. Ich versuchte abzuschätzen, ob es nicht vielleicht doch einen Versuch wert wäre, die hundert Meter bis zum nächsten festen Gebäude zurückzulegen, aber man sah die Hand nicht mehr vor Augen, alles flog wüst durcheinander und insgesamt versprach die Windrichtung, dass die nächststehenden Bäume sich nicht auf die Hütte fallen lassen würden. Also blieb ich bis zum Morgen. Das war auch gut so. Bis dahin hatte sich der Sturm drastisch abgeschwächt. Im ersten Tageslicht sah ich, was aus unserem Hof geworden war: ein Trümmerfeld. Zwar waren alle Gebäude stehen geblieben, doch praktisch sämtliche Dächer waren abgedeckt oder schwer beschädigt. Das Dach des Kompostklos war mitsamt einer der Wände fortgeweht worden, der Hühnerhof von herabfallenden Ästen zerschlagen. Im Kuhstall war ein Bulle von einem Dachbalken zu Boden gerissen worden; zum Glück mit genügend Luft zum Atmen, so dass er mit dem Schrecken davongekommen war. Das Wasser stand stellenweise kniehoch. Alle größeren Obstbäume, Papayas und Bananenstauden lagen umgeknickt oder entwurzelt da. Es war unmöglich, sich

auch nur zehn Meter zu bewegen, ohne über Äste oder Trümmerteile steigen zu müssen. Das begann direkt vor meiner Haustür. Die Äste des Baumes, der meine Hütte beschattet, waren vom Sturm um mehr als 90° über mein Dach hinweg gebogen worden, gebrochen und dann auf der anderen Seite herabgefallen. Das war Dusel! Kein Dusel dagegen war die Tatsache, dass mein Dach das einzige in weitem Umkreis war, das den Naturgewalten standgehalten hatte. Anstatt seine gefährliche Sogwirkung zu entfalten war der Wind ungebremst durch die Gitter des Vogelkäfigs gerauscht, hatte ein wenig am Wellblech gezupft und sich dann über ein anderes Opfer hergemacht. Außer ein paar ruinierten Textilien und Büchern hatte ich keine Verluste hinnehmen müssen.

Diese Dinge im Schlamm außerhalb der Hütte liegen zu sehen hat mich seltsam irritiert. Es sind Momente wie dieser, in denen dir klar wird, wie verletzlich unsere kleinen Leben sind, und wie unnütz der Krempel, mit dem wir uns umgeben.

Von Palmkapseln über meine Stahlhütte zu einer wei-

teren Sorte Gebäude, die man hier in der Umgebung finden kann. Auf dem Gelände der Farm stehen zwei Freiwilligenunterkünfte, die sich sehr ähnlich sind. Ihre Baugeschichte lohnt ihres Mullai-Yelle-Charakters wegen eine ausführlichere Beschreibung. Geplant waren sie als Leichtbauten, doch die mehr oder weniger aus dem Ärmel geschüttelten Entwürfe bedurften der wiederholten Überarbeitung, so dass daraus zwei schwergewichtige Monster auf wackligen Beinen wurden. Vier Säulen aus komprimierter Erde wurden in einer Höhe von knapp drei Metern mit einem Gürtel aus vier je 500kg schweren Betonträgern verbunden. Darauf liegen zehn weitere Betonträger à 300kg; diese halten einen Boden aus Schieferplatten, über dem sich der Oberstock erhebt. Wie man sich leicht ausmalen kann, ist die Konstruktion genau so kopflastig ausgefallen, wie ihre Planung vermuten ließ. Weit weniger Gewicht wurde dagegen auf die Ausführung gelegt. Das fortschrittlichste Stück Technologie, das dabei zum Einsatz kam, war ein Flaschenzug, und das auch erst, nachdem uns der tamilische Bautrupp eines Tages unangekündigt im Stich gelassen hatte. Bis dahin befan-

den wir uns mit unserer Baustelle mitten in Schildbürga. Das theaterreife Treiben dauerte nicht nur zwei Jahre bis zur Fertigstellung, es verschlang wegen der umständlichen, schlecht organisierten Arbeitsweise außerdem Unsummen Geldes.

Der Guss der Balken bedurfte einer größeren glatten Fläche, die es bei uns jedoch nicht gab. Zu diesem Zweck wurde hinter dem Hühnerstall, in über hundert Metern Entfernung, extra eine angelegt. Diese Betonplattform strich man mit Öl ein, setzte die Gussform darauf und füllte Beton ein. Der Sand hierfür lag auf halber Strecke zwischen Baustelle und Plattform, der Zement an anderer Stelle unter offenem Himmel, wo er zwei Mal vom Regen unbrauchbar gemacht worden ist, und das Anmischen geschah an einem weiteren Ort. Als die Bauleute nach viel Lauferei endlich einen Betonbalken angefertigt hatten, wurde die Form entfernt. Dank des Öls ließen sich die Teile leicht vom Boden lösen.

Schwieriger gestaltete sich dagegen der Transport zur Baustelle. Dafür mussten vier stabile Holzstücke ge-

funden werden, die man von der Seite heranführte. Zwei Männer mit Stemmeisen kippten dann einen der Betonbalken obendrauf. Dann musste er noch zur Mitte der Hölzer geschoben werden, bevor der wirklich spannende Teil begann. Zwölf Personen, darunter mehrere *ammas*[Ø], einige Kommunarden und zwei minderjährige Maurergesellen, hoben das gute Stück an und trugen es die ganzen hundert Meter bis zur Baustelle. Das exerzierten wir mehrmals durch und zerbrachen dabei mehrere, für diese Arbeiten weniger geeignete Holzprügel, bevor der Maurermeister endlich unseren Vorschlag akzeptieren wollte, eine Schwerlastschubkarre zu Hilfe zu nehmen.

Noch unglaublichere Kunststücke erforderte es, die Träger an die für sie vorgesehene Stelle zu bugsieren: Zwischen den Säulen stellte man, statt eines Gerüstes, zwei Reihen Plastikfässer à vier Stück auf, über die Querbretter gelegt wurden. Dann wurden die Balken vom Boden zunächst auf Hüfthöhe und von dort auf die brusthohen Fässer gehievt; wie gesagt al-

Ø Als *amma,* Mutter, bezeichnen Tamilen Arbeiterinnen und Dienstmädchen

les ohne technische Hilfsmittel, nur mit Holzprügeln und der Muskelkraft der oben genannten Personen. Diese stiegen hernach auf die Bretter über den Fässern, hoben den Balken wieder auf Hüft-, dann im nachsten Ruck auf Schulterhöhe, um das Ding schließlich in einem letzten Kraftakt auf Überkopfhöhe zu wuchten. Zu allem Überfluss musste jeder Träger zentimetergenau eingepasst werden, damit er mit den anderen verschraubt werden konnte.

Die Fässer waren eine verdammt wacklige Angelegenheit. Wäre auch nur einer der Beteiligten schwach geworden oder hätte sich einen Fehltritt geleistet, das Ergebnis wäre fatal gewesen. Weil keinerlei Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden waren, bestand ich darauf, dass beim nächsten Stück wenigstens Fangleinen zur Anwendung kommen sollten. Das löste eine größere Diskussion mit den Bauleuten aus. Der Meister lehnte diese Maßnahme kategorisch ab: So mache man das nicht in Tamil Nadu! Der zu jener Zeit verantwortliche Farmverwalter zuckte nur die Schultern. Er wollte vor seinen Bauleuten nicht als Weichei

dastehen. Das sollte ihm schon am nächsten Tag leidtun: Einer der Helfer knickte ein, der Balken sackte ab und wäre um's Haar ganz abgestürzt. Die Unterarme des Verwalters verhinderten das Schlimmste; sie haben sich ihre vierzehn Tage Urlaub in Bandagen redlich verdient.

Wirklich gelernt hat er daraus nicht. Die buckligen Gebäude – unglaublich, aber wahr – stehen heute noch; sie tragen die bioromantischen Namen *Bambus* und *Blaue Lagune* (ich selbst bevorzuge *Hölle* und *Verdammnis*); der Verwalter dagegen wurde schon Jahrs darauf wegen fortgesetzt verantwortungslosen Verhaltens seines Amtes enthoben. Das rettete unseren Teil der Kommune, welcher die Missstände öffentlich gemacht hatte, knapp vor dem Rausschmiss, nicht jedoch vor jahrelange Querelen mit der Gefolgschaft des Mannes.

Ein Schlichtergremium hat schließlich zwecks Rettung des Weltfriedens entschieden, dass die Farm geteilt werden sollte; der Verwalter kann seine (aus meiner Sicht) fragwürdigen Praktiken ungehindert auf seiner

Seite des Zauns fortsetzen – wobei er, so hoffe ich, glücklich wird.

Glückliche Menschen führen keine Kriege.

* * *

Somit wären wir, denke ich, am Ende des Vorwortes angelangt. Damit deine Mühe, dich bis hierhin durchgelesen zu haben, nicht umsonst war, könnten wir uns vielleicht darauf einigen, dies als Vorwort zu meinem nächsten Buch zu betrachten. Und weil ich das erst noch schreiben muss, soll es den Arbeitstitel *“Mach was!?”* tragen.

Falls du mit mir in Verbindung treten willst, um ein paar Worte zu wechseln, oder falls du Anmerkungen zu diesem Buch abgeben möchtest, schreib eine Email an hallo@paxton.de Mein Blog mit philosophischen Überlegungen sowie Download-Möglichkeiten für dieses und weitere Bücher findest du unter www.paxton.de

Zuschriften wie auch Blog-Kommentare sind stets willkommen.

Film- und Literaturhinweise

- *The Story of Stuff;* Lehrfilm von Annie Lennox
- *Arithmetic, Population and Energy: a talk* by Al Bartlett
- *Ismael;* Roman von Daniel Quinn
- *Der große Weg hat kein Tor;* Gedanken zur Landwirtschaft von Masanobu Fukuoka
- *Sehnsucht nach Indien;* Anthologie, hrsg. v. Veena Kade-Luthra
- *Endgame: Zivilisation als Problem; v*on Derrick Jensen
- *What a way to go: Life at the End of Empire;* Dokumentarfilm von Tim Bennett
- *Die schönere Welt, die unser Herz kennt, ist möglich;* Essays von Charles Eisenstein
- *Extinction Dialogs: How to live with Death in Mind; v*on Carolyn Baker & Guy McPherson